

Schmitz, Wilhelm

Die Misch-Mundart in der Kreisen
Gelder

PF
5411
S35
1893







Kugelmeyers
1911.

Jelkmanus, Firdeln
1919

Die

o J. Pesch o

A
9

Misch-Mundart

in den Kreisen

**Geldern (südlicher Teil), Kempen, Erkelenz,
Heinsberg, Geilenkirchen Aachen, Gladbach,
Krefeld, Neuss und Düsseldorf,**

sowie noch mancherlei

Volkstümliches

aus der Gegend.

Für Freunde deutscher Volkskunde,
insbesondere für die Lehrer obiger Kreise beleuchtet und
zusammengestellt

von

Wilhelm Schmitz,

Hauptlehrer.

Druck und Verlag von
F. W. Kugelmeier in Dülken.

[1893]



FF

5411

S35

1893



Einleitung.

Einem jeden von uns ist sie bekannt, diese einfache, traute Sprache unseres Heimatsortes, in der wir unsere ersten Worte gestammelt, und die wir längst beherrschten, ehe man uns in der Schule auf einmal zum Gebrauche jener »schweren, vornehmen Sprache« zwang. Und falls wir auch zu den Glücklichen gehören sollten, welche die Götter vor der Geburt schon liebten, und die in günstigeren Verhältnissen geboren und erzogen wurden, so haben wir die erstere dem Nachbars Karl oder Hans doch schon bald abgelauscht und als neue Errungenschaft mit nachhause gebracht; mag da die besorgte Mutter auch noch so sehr über »die plumpe, garstige Sprache« geschimpft und uns den Ausdruck in derselben noch so nachdrücklich verboten haben — über kurz oder lang kannten und konnten wir sie dennoch. Einer bescheidenen Dienstmagd im groben Arbeitskostüme vergleichbar, schreitet die Mundart in derben Schritten, aber in Frische und Lebenskraft neben ihrer grossen, vornehmen Stief-Schwester, die in ihrem Sonntagsschmuck, geputzt und geziert und von jedermann hochgeachtet, daherstolziert. Und dennoch ist jene plebejische Sprache bei den meisten Bewohnern der hier in Betracht kommenden Gegend noch immer so allgemein, dass uns die gegenüberstehende hochdeutsche gewissermassen als eine »Sonntagssprache« erscheint, deren man sich nur notgedrungen, nämlich bei Anfertigung schriftlicher Arbeiten

oder im mündlichen Verkehr mit Höherstehenden bedient, freilich alsdann meistens mit einer solchen Unbeholfenheit und Beklommenheit, dass es dem Leser oder Zuhörer mitunter schwer ankommen will, die Lachlust zu unterdrücken. So manche originelle Handwerkerrechnung oder schriftliche Entschuldigung der Schulkinder seitens ihrer Angehörigen führt ja noch tagtäglich einschlägiges Beweismaterial genügend zutage. Die in dem obigen Bilde angedeutete und vielfach anzutreffende Verachtung oder Geringschätzung unserer Mundart ist allerdings ein grosses Unrecht, das man derselben zufügt; denn die Mundarten haben wenigstens die gleiche Berechtigung im Volke wie unser Hochdeutsch, ausserdem besitzen sie wegen ihres höhern Alters und ihres grössern Schatzes treu bewahrter älterer Sprachformen für das Sprachstudium einen viel höhern Wert, als die erst seit dem 16. Jahrhundert zum Gemeingut unseres Volkes gewordene Schriftsprache.

Es ist nun aber eine erfreuliche Thatsache, dass sich in unsern Tagen ein immer mehr gesteigertes Interesse für die deutschen Mundarten allenthalben bemerkbar macht, was namentlich die vielen bezüglichen Schriften, Wörtersammlungen u. dergl. bekunden. Die Liebe zu dieser ersten trauten Muttersprache half denn auch dem unterzeichneten Herausgeber einen zur Zeit gefassten Plan, von den niedergelegten Gesichtspunkten aus die Mundart unserer Gegend einiger Beobachtung zu unterziehen, sowie aus pädagogischen Gründen in einer besonderen Abteilung ihre für die Schule besonders in Frage kommenden Abweichungen kurz zusammen zu stellen, allmählich zur Ausführung bringen. Selbstverständlich kann dieser erste Versuch keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen, da auch beim aufmerksamsten Beobachten und fleissigsten Suchen immer noch manches beobachtenswerte Material

übersehen wird. *) Dabei war auch nicht zu verhüten, dass sich unter den mitgeteilten Beiträgen manche befinden werden, die zugleich andern Ortsdialekten oder Gegenden eigen sind. Es musste selbstverständlich dem Verfasser der Gedanke fern liegen, hier eine gelehrte Abhandlung bieten zu wollen; die Arbeit will nur eine bescheidene Laienarbeit sein und hofft dieselbe von diesem Standpunkte aus eine wohlwollende Aufnahme zu finden.

In der Hand der Lehrer jener Kreise dürfte die Studie, namentlich die II. Abteilung, ein geeignetes Hilfsmittel sein, um ihnen die so notwendige Berücksichtigung der im Ortsdialekte für den deutschen Unterricht liegenden Schwierigkeiten bei der Wahl der grammatischen und orthographischen Übungen zu erleichtern. Wenn auf diese Weise das Unternehmen des Verfassers sein Scherflein dazu beitrüge, dass die sich freilich immer mehr Bahn brechende Auffassung, nach welcher in den Volksschulen (namentlich in allen Landschulen) diese Übungen in erster Linie praktischer Art, d. h. zunächst mit Rücksicht auf die Fehler der Mundart zu wählen sind, noch mehr zur wirklichen Ausführung gelangte, so wäre der Hauptzweck dieser Schrift erreicht.

Lobberich, Herbst 1893.

Der Verfasser.

*) Stoffsammlungen oder Hilfsmittel sind keine benutzt worden.



I. Abteilung.

Allgemeines über den Dialekt; Geschichtliches.

Was versteht man eigentlich unter Mundarten oder Dialekten? Man begreift darunter die verschiedenen Abänderungen einer grössern Volkssprache in den einzelnen kleinern Landesteilen, wie dieselben in erster Linie durch den Wohnsitz früherer Volksstämme zu erklären sind, und wie dieselben sowohl in unserm deutschen Vaterlande als auch in Frankreich, England u. a. Ländern in grosser Anzahl angetroffen werden.

Wesen und Beschaffenheit einer Mundart haben also vor allem eine geschichtliche Begründung. Ihre Ursachen liegen zweitens in den örtlichen und klimatischen Verhältnissen einer Gegend, in der Lebens- und Beschäftigungsweise der Bewohner und der damit stets in Einklang stehenden Stufe der geistigen und socialen Entwicklung der letztern; endlich drittens ist von Einfluss die Nähe eines Volkes mit einer andern, besonders mit einer der Mundart verwandten Sprache, weil durch diesen Umstand ein allmähliches Anpassen und Ausgleichen der beiden Sprachen in ihrem Laut-, Wort- und Satzbestand ja unausbleiblich ist. Sehen wir näher zu, was über diese drei Punkte bei der in Rede stehenden Mundart zu sagen

ist, so werden wir leicht begreifen, woher diese so sehr verwildert und aus allerlei Sprachelementen zusammengewürfelt erscheint und warum man ihr mit vollem Recht den Namen »Misch-Mundart« beigelegt hat.

A) Gar häufig wird für sie die Bezeichnung »nieder-rheinische Mundart« gebraucht. Sobald man dieselbe indes genauer mit der Mundart der Kreise Geldern, (nördlicher Teil) Mörs, Kleve vergleicht, kann eine Verquickung dieser beiden Sprachen unmöglich mehr gefallen. Und wenn man auch bei der Abgrenzung der Mundartgebiete nicht so ängstlich verfahren darf, weil es nämlich der Mundarten, wie Brugier in seiner Litteraturgeschichte sagt, »fast so viele gibt, als Quadratmeilen von Deutschen bewohnt werden«, so dürfte eine Trennung unserer Mundart von der der nördlicher gelegenen Kreise dennoch gerechtfertigt sein. Ihr Gebiet ist ein Teil des grossen »niederdeutschen« Sprachgebietes oder der sogen. »Dat-Sprache«. Es stösst nach Süden an das eigentliche »Niederfränkische« und geht hier die Grenze von der Landesgrenze bei Aachen aus, dann südlich von den Städten Linnich und Grevenbroich in nordöstlicher Richtung über den Rhein bis an das nahe Bergische. Eine Linie, welche durch den Landkreis Düsseldorf und den Kreis Mettmann nordwärts führt, scheidet das Gebiet der Misch-Mundart von den nach Osten anzutreffenden »bergischen Mundarten«. Nachdem sich diese Linie später nach Westen gewandt und südlich von Duisburg den Rhein wieder überschritten hat, beschreibt dieselbe über die Orte Ürdingen, Hüls, Kempen, Wankum, Herongen bis zur holländischen Grenzstadt Venlo gehend die Grenze gegen das nördlich herrschende »Niederrheinische«. Nach Westen hin fällt die Grenze unserer Mundart mit der dortigen Landesgrenze zusammen. Der Unterschied zwischen der

X. Porras, 1/2000. Mundart-Geschichte
Die Mundart 1914 1/11. Düsseldorf.

Misch-Mundart und dem Niederfränkischen ist kein tief einschneidender; es ist vielmehr ein allmählicher Übergang der einen Sprache in die andere zu erkennen. Dagegen erscheint der Abstand zwischen ihr und dem Niederrheinischen so gross und ist der Übergang so unvermittelt, dass die angegebene Sprachenscheide (Venlo-Ürdingen) von einem jeden leicht aufgefunden werden kann. Jenseit dieser Grenze hört man nämlich einen Dialekt, der durchaus den Charakter des nahen Holländischen angenommen hat.

Es soll uns nun auf den folgenden Seiten vorerst die Geschichte der Misch-Mundart und ihres Gebietes beschäftigen. Wir würden uns jedoch von dem eigentlichen Thema allzuweit entfernen und den für die Arbeit bestimmten Umfang über Verhältnis in Anspruch nehmen müssen, sollte hier eine vollständige Darstellung der Special-Geschichte jener Gegend eingeschoben werden. Bei andern Ereignissen, die vornehmlich der Vergangenheit einzelner Orte oder kleinerer Distrikte angehören, musste Bedenken getragen werden, ob ihre Mitteilung auch allgemeines Interesse haben werde. Daher belassen wir es denn dabei, in gedrängter Kürze bloss der Hauptbegebenheiten, wie sie von dem gesamten Gebiete oder von grössern Teilen berichtet werden, zu erwähnen. Nur da wurde etwas mehr Raum gewährt, wo der hohe Einfluss auf Kultur- und Sprachverhältnisse eine eingehendere Berücksichtigung dieser Punkte als angebracht und ratsam erscheinen liess.

Von Bedeutung für unsern Zweck sind gleich schon einige Notizen aus der ältern Geschichte. Bekanntlich schwebt aber über diesem Abschnitt ein tiefes, fast undurchdringliches Dunkel und erscheinen die bestimmten Nachrichten darüber dürftig und an vielen Stellen lücken-

haft und unvollständig. Als die ältesten Bewohner der Gegend werden von den Geschichtsschreibern die Belgen, ein Zweig des grossen Stammes der Gallier aufgeführt; in diese alte Zeit haben wir auch wohl die Entstehung der Namen für die grössern Weidebezirke Mülgau-, Roer- und Jülichgau zu verlegen. Von den Germanen auf der rechten Rheinseite wurden jene Urbewohner nach und nach mehr unterjocht und aus ihren Wohnsitzen verdrängt, so dass die später einfallenden Römer bei ihrer Ankunft ein nach Sprache, Gesetzen und Einrichtungen verschiedenes Mischlingsvolk von Galliern und Germanen vorfanden.*) Aus diesem Grunde ist es auch zu erklären, warum sich von jenen ältesten Bewohnern unserer Heimat weder ein Sprach-, noch irgend ein anderes Denkmal erhalten hat. Unter sich zerfiel das Volk wieder in mehrere kleinere Völkerschaften, die gar häufig in den blutigsten Fehden einander gegenüberstanden. Diese Uneinigkeit konnte den Römern, die schon längst die Eroberung des Landstriches geplant hatten, nur sehr erwünscht sein. In der Zeit, als die Römer die Gegend wirklich in Besitz nahmen, war dieselbe grösstenteils von den Eburonen bewohnt. Die vollständige Unterwerfung soll um das Jahr 53 v. Chr. durch Julius Cäsar unternommen worden sein. Mehrmals versuchten die Eburonen im Vereine mit den westlichen Nachbarn der Belgen das verhasste Römerjoch wieder abzuschütteln, was ihnen jedoch jedesmal misslang und was sie endlich damit büssen mussten, dass der erzürnte Eroberer viele Tausende (100,000?) Gefangene niederhauen liess; alle nur brauchbaren Jünglinge dagegen mussten als Söldlinge in das römische Heer eintreten. Das grösste Gemetzel soll in

*) Wir verwerteten hier einige Angaben aus Offermann: »Geschichte der Städte« u. s. w.

der grossen Bruchniederung, die sich zwischen der holländischen Stadt Roermond und dem deutschen Flecken Waldfeucht befindet, stattgefunden haben. Der Name der Eburonen war hiermit nach dem Wunsche Cäsars wirklich verschwunden, die Belgen wurden auch sämtlich unterworfen und der römische Adler flatterte in allen Teilen des obigen Landstriches. Um die besiegten Völker besser in Furcht und Unterwürfigkeit zu halten, richteten die Römer allenthalben Standquartiere ein, in welchen ihre Legionen zur ungünstigen Jahreszeit überwinterten. Grosse, von ihnen erbaute Heerstrassen (Hoch- und Wasserstrassen) vermittelten die gegenseitige Verbindung dieser starken Kastelle untereinander. Eine solche bedeutende Militairstrasse führte von Falkenburg (?) (Coriovallum) bei Aachen über Tüddern, (Teudurum) Sand, (Sablones) und Pont (Mediolanum) nach Xanten (Castrum Trojana); eine andere verband die Städte Köln und Xanten; eine dritte die Städte Köln und Tongern. Die verlassenen Wohnsitze der Eburonen wurden von den Römern einem auf der rechten Rheinseite wohnenden deutschen Stamme, den Ubiern, angewiesen, welche bald das ganze Gebiet zwischen Rhein, Ahr und dem Einfluss der Wurm in die Roer einnahmen und Köln zu ihrer Hauptstadt machten. Da dieses Volk sich dem Willen der Römer gefügiger zeigte, so wurde es von diesen bald bedeutend bevorzugt. Ein von den Römern gegen die Uferbewohner des untern Rheines sowie der Issel geführter grösserer Eroberungszug hatte auch hier bedeutende Völkerverschiebungen zur Folge. Dabei wandte sich ein Teil des frisischen Volksstammes der Chamaver nach Südwesten, zog zuerst die Maas, dann deren Nebenfluss, die Roer, hinauf und machte ebenfalls in unserer Gegend Halt. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass diese fremden

Ansiedler von der Fruchtbarkeit des Bodens angezogen und zum Bleiben bestimmt worden sind; Viehzucht, Flachsban verbunden mit Leinen-Weberei, dann ausgedehnte Töpfereien sollen seit den ältesten Zeiten in unserer Heimat anzutreffen gewesen sein. Lange verwahrten sich die Bewohner der Gegend vor den römischen Sitten und Gesetzen. Ihr Gesetz war ein urangestammtes Gewohnheitsrecht, das sich durch die praktische Anwendung sowie die mündliche Unterweisung fortpflanzte. Die neu Eingewanderten nahmen die vorhandene Kultur der Urbewohner an. Wie jedoch zu erwarten stand, gewann das römische Element auf die Dauer doch die Oberhand und mussten endlich deutsche Sprache und Kultur dem römischen Einflusse weichen. Die den alten Bewohnern so beliebte Selbstverwaltung wurde nach römischer Rechtspflege abgeändert und wir finden jetzt schon die ersten Spuren einer politischen Einteilung des Landes in Gaue.*)

Ohne die unmittelbare Glaubenspredigt hatte während der ersten Jahrhunderte auch das Christentum in dem Lande schon in vielen Familien Eingang gefunden und bekannten sich wohl Frau, Kinder und Sklaven schon längst im geheimen zu dieser neuen Lehre, während der Mann derselben noch fern stand und dem alten Heidentglauben huldigte. Bei der häufigen Berührung der alten Bewohner mit den Römern sollen nämlich schon frühe die Keime durch römische christliche Soldaten hierher verpflanzt worden sein.**)

Dazu kam noch der Umstand,

*) Der Ausdruck »Gau« hat um diese Zeit seine ursprüngliche Bedeutung verloren. Die sogen. »Gaueinteilung« wurde, da man auch später nach Einführung des Christentums ihre Grenzen annahm, vielfach bestimmend für die Bildung und Abrundung der kirchlichen Diözesen und Dekanate.

**) Wie eine Schrift des hl. Irenäus mitteilt, hat zwar schon im Jahre 50 n. Chr. der hl. Petrus seinen Schüler Maternus als Glaubensboten in das Land der Ubier auf der rechten Rheinseite gesandt; das Unternehmen blieb jedoch ohne Erfolg.

dass grosse Massen junger Germanen, wie oben erwähnt wurde, im römischen Kriegsdienste standen, abgesehen noch von den Tausenden Ueberläufern, denen es in dem mehr kultivierten Italien besser gefallen wollte, als in dem rauhen Germanien. Für die Folge wurden die von den Römern errichteten Militäirstationen wie für die Verbreitung jeder Kultur, so auch für das Christentum die günstigsten Herde und Ausgangspunkte. Gegen Anfang des 4. Jahrhunderts hatte dieses auf der linken Rheinseite schon bedeutende Fortschritte gemacht und führt man die Städte Köln, Tongern, bald darauf auch Maastricht (und Utrecht) als Bischofssitze auf. (Unser Gebiet wurde nach seiner Bekehrung zum Christentume in seiner östlichen Hälfte der Diözese Köln, mit seiner westlichen der Diözese Tongern zugeteilt.)

Die Namen für die verschiedenen kleinern Völkern gehen bald in dem gemeinsamen Namen der Franken auf und zwar hiessen die damaligen Bewohner unserer Gegend die salischen Franken oder die Salier.*) Die Franken wurden später ein mächtiges Volk und trachteten darnach, ihr Land, das als römische Provinz von den Eroberern »Germania secunda« genannt wurde, von der Herrschaft der Fremdlinge zu befreien. Sie zerstörten die römischen Kastelle und erlaubten sich grössere Aufstände, um so allmählich selbst der herrschende Stamm des Landes zu werden. Zur Strafe liess der erzürnte römische Kaiser zwei der Hauptanführer der Franken in Trier bei einem öffentlichen Spiele von wilden Tieren zerreißen. Langsam aber mussten dennoch römische

*) Viele unserer Ortsnamen sollen aus dieser fränkischen Zeit stammen, so z. B. diejenigen mit den Endungen »hofen« und »weiler« wie Ophofen, Aphofen, Kirchhofen, Mückelhofen, Eschweiler, Baesweiler, Arnoldsweiler u. a. Siehe hierüber Linnig »Bilder zur Geschichte der deutschen Sprache pag. 345 u. ff., sowie Dr. Nörrenberg »Geschichte der Pfarreien des Dekanates M. Gladbach«; I. Kapitel.

Macht und römischer Einfluss aus dem Vaterlande immer mehr weichen und unsere Gegend wurde ein Teil des fränkisch-salischen Königreiches. Doch ist jene Zeit der Römerherrschaft von grosser, ja bleibender Bedeutung für Kultur und Sprache gewesen; so manches besitzen wir, das dieses bezeugt. So hat sich bekanntlich bis auf den heutigen Tag römisches Recht erhalten, wir bewundern noch die Reste der grossartigen Baudenkmäler, Wasserleitungen, Strassenanlagen, die in dem Gebiete aufgefundenen römischen Münzen, Götzenbilder, Urnen, Waffen u. dgl. Sogar manche unserer heutigen Kinderspiele sollen Erbstücke aus jener Römerzeit sein. Römische Soldaten sollen z. B. das sogen. »Trempele« (»Aar oaff Bleng«), das Kreiselspiel und das beliebte Spiel der Mädchen, »das Knöcheln«, in unser Heimatland gebracht haben. Und wie sehr sich besonders die Sprache der Römer bei unsern damaligen Vorfahren eingebürgert hatte, das geht schon aus der Mitteilung eines Geschichtsforschers hervor, nach welcher gerade in dem von uns genannten Landstriche im 6. und 7. Jahrhundert der einfachste Landmann eine in lateinischer Sprache gehaltene Predigt ohne Mühe habe verstehen können. Diese Mitteilung erscheint durchaus nicht übertrieben, sobald man an die vielen lateinischen Ausdrücke, die noch heute in unserer Mundart gebräuchlich sind, denkt. (Siehe II. Abtlg. Kap. Wortbilder.) Von den Bewohnern jenes fränkisch-salischen Königreiches wurde allmählich die damalige deutsche Sprache allgemein angenommen, und musste daher jetzt die römische weichen, wie früher die alte deutsche durch die römische verdrängt worden war.*)

*) Es heisst in der Geschichte, dass der fränkische König Chlodwig und seine Söhne den Saliern ein Gesetzbuch entwerfen liessen, welches in seiner ersten Fassung noch vollständig in der lateinischen Sprache abgefasst war. Den spätern Sprachverhältnissen Rechnung tragend, seien in einer Uebersetzung zur Er-

Den Saliern drohte indessen eine neue politische Gefahr in dem plötzlichen Hereinbrechen der von Süden kommenden Alemannen. Bekanntlich setzte jedoch der König Chlodwig (durch die Hilfe des Gekreuzigten) diesem Vordringen in der siegreichen Schlacht bei Zülpich (?) für immer ein Ziel. Getreu dem Versprechen, das er im Augenblicke der höchsten Not seinem himmlischen Retter gegeben hatte, trat der König und mit ihm eine Menge der vornehmsten Franken zur katholischen Kirche über und das katholische Christentum wurde nun fränkische Staatsreligion. Dem Beispiele seines Königs folgte der ganze Stamm der Franken. So erhielt die Kirche in diesem Volke auf der westlichen Rheinseite den ersten sichern Halt und in mehreren seiner Könige sogar eifrige Beschützer und Verteidiger; spricht doch der ganze Zeitraum der Franken-Herrschaft seinen Charakter in der wechselseitigen Beteiligung der kirchlichen und der weltlichen Macht an der Verwirklichung der Idee eines christlichen Staates aus. Zu dieser der Kirche erzeugten Gunst der christlichen fränkischen Könige kam dann die Thätigkeit so vieler Klöster, die infolge der ihnen zugewandten grossartigen Schenkungen und durch den aufopfernden Fleiss ihrer Mönche immer bedeutender für die Verbreitung der Kultur und der neuen Heilslehre wurden. Die Christianisierung unseres Gebietes ist weiter zu einem grossen Teile auch das Verdienst der damaligen Bischöfe von Tongern-Mastricht und Utrecht. Bereits war, wie uns die Geschichte und die glaubwürdige Ueberlieferung berichten, in den heutigen Kreisen Kempen, Geldern sowie

leichterung des Verständnisses den lateinischen Ausdrücken und Wendungen der Gerichtssprache die fränkischen, wie diese schon auf den Opferplätzen in Gebrauch waren, beigegeben und eingeschoben worden.

in dem Jülicher Lande der hl. Amandus, der Apostel Belgiens und Bischof von Tongern-Mastricht, thätig gewesen. (Bei einigen Ortschaften der Kreise Jülich und Erkelenz wird schon aus einer frühern Zeit von dem Wirken eines Glaubensboten aus einem Trierer Kloster erzählt.) Da zierte den bischöflichen Stuhl zu Utrecht der hl. Willibrordus und den zu Maastricht der hl. Lambertus und beide Bischöfe wetteiferten um die Ausbreitung des Christentums in ihren Diözesen und den angrenzenden Gebieten. Beide dehnten ihre Missionsthätigkeit und ihre Hirten-Fürsorge auch bis auf unsere Gegend aus und soll ersterer hier mehrere Kirchen gegründet haben; ähnliches nimmt man auch von dem Zeitgenossen der Genannten, von dem hl. Suitbertus an. Verdankt diesem eifrigen Glaubensprediger zwar vorzugsweise das bergische Land seine Bekehrung, so schreibt man ihm doch auch einen hervorragenden Anteil an der Christianisierung der östlichen Kreise unseres Gebietes zu. Unter dem besondern Schutze des Frankenherzogs Pipin von Heristal, dieses mächtigen Förderers der Kirche, haben nach einer andern frommen Sage im Maasgau und in einigen Teilen des Roer- und Mülgaues ferner drei schottische Missionare Wyo, Ottgerus und Plechhelmus das Bekehrungswerk ausgeübt. Pipin wies ihnen als Wohnsitz ein früheres römisches Kastell an der untern Roer an, das zur Bewachung der hier über den Fluss führenden Brücke gedient hatte. Nach und nach wurde aus dieser ehemaligen Römerburg ein berühmtes Stift, in welchem, wie durch Urkunden bewiesen ist, Pipin mehrmals die jährliche Fastenzeit in Gebets- und Bussübungen zubrachte. Die blinde Tochter Pipin's, Odilia, soll in diesem Kloster wunderbarer Weise das Augenlicht wieder erlangt haben; der um das Stift herum entstandene Ort St. Odilien-

berg*) nahm von ihr seinen Namen an. Für die frühere Bedeutung des Stiftes dürfte noch die alte romanische Kirche mit den Statuen der vorgenannten Heiligen sprechen. Unruhige Zeiten hatten dieses kühn auf einem Berge dicht neben der Roer gelegene Gotteshaus teilweise zerstört, indes steht es jetzt (Dank dem Kunstsinne und dem Bemühen des dortigen Herrn Pfarrers) wieder in seiner ursprünglichen Gestalt und Schönheit da. Es muss also in uns die wohlbegründete Vermutung aufsteigen, dass dieses Kloster Odilienberg zu der Bekehrungsgeschichte eines grössern Teiles unserer Gegend in engster Beziehung steht und vielleicht als der Ausgangspunkt seiner endgiltigen Christianisierung angesehen werden kann. Die erste Christengemeinde des Landstriches bildete sich wohl in dem Dorfe Birgeln, (Kreis Heinsberg) und wurde die dortige Kirche bald zur Mutterkirche vom Mülgau und Roergau. Dieses altehrwürdige Gebäude, von manchen interessanten Sagen**) unrankt, hat erst vor wenigen Jahrzehnten einem neuen weichen müssen. Es soll noch ein ehemaliger Heidentempel gewesen und im achten Jahrhundert, also um die Zeit der vollständigen Bekehrung unserer Gegend, zu einer christlichen Kirche umgewandelt worden sein. Diese Ueberlieferung gewinnt in unsern Augen alsbald an Glaubwürdigkeit, wenn wir erwägen, dass überhaupt in den ersten christlichen Jahrhunderten die alten Heidentempel aus weiser Rücksichtnahme gegen die Neubekehrten möglichst erhalten und in vielen Fällen nach einer kleinen baulichen Umänderung später als

*) Der Ort ist ungefähr zwei Stunden von der heutigen Landesgrenze, an der Landstrasse von Aachen nach Roermond gelegen.

**) So versicherte dem Verfasser ein bejahrter Einwohner des Ortes, dass das Mauerwerk des Kirchleins noch den Schaum der Sündflut (?) gezeigt habe.

christliche Kirchen benutzt worden sind.*) Zu diesem »Birgelter Kirchlein« sind viele der frühern Bewohner der Gegend mehrere Meilen weit hingepilgert, was noch die Jahrhunderte alten Wege und Pfade in einzelnen Orten bestätigen. Weil die Entstehung dieser Wege vor die heutige Einteilung unserer Felder in Parzellen fällt, so finden wir dieselben nur in Ausnahmefällen mit den Grenzen der letztern zusammen; die meisten durchschneiden die Ackerstücke und werden dadurch den Landleuten sehr unbequem. Einen solchen »Birgelter Kirchweg« kennt man noch in Erkelenz, in Dülken (der sogen. Hasenpfad), in Süchteln, in Lobberich.

Die Zeiten sollten in unserer Gegend sowohl für die Kirche als für jede Kultur noch günstiger werden, sobald der mächtigste aller fränkischen Herrscher, Karl der Grosse, den Thron bestieg. Er nimmt nämlich unter ihnen allen, die sich um die Hebung der Kultur, die Ausbreitung und Befestigung des Christentums, sowie die Pflege der Kunst und der Wissenschaft hervorgethan haben, die erste Stelle ein. In dem angezogenen Buche von Dr. Norrenberg lesen wir S. 27, dass der Mülgau seit 515 den Einfällen sächsischer Volksstämme ausgesetzt gewesen sei, und dass Karl diesem Treiben der Sachsen ein Ende gemacht und sächsische Kolonien in die fränkischen Lande verpflanzt habe. Aus den Rodungen dieser sächsischen Kolonisten sei auch in unserer Gegend manche Flur entstanden, so Sassenrath unter Odenkirchen, Sassenfeld bei Lobberich u. a. Es liegt nahe, dass bei dem häufigen Aufenthalte des Kaisers in seiner nahen Lieb-

*) Wir fügen noch als Beweis hinzu, was die Überlieferung von einer ältern Kirche in dem holländischen Orte Holset bei Aachen weiss. Auch diese soll nämlich, nachdem sie früher der Verehrung des Gotzen Bels gedient, jene Umwandlung durchgemacht und dann für lange Zeit den ersten christlichen Altar der Umgegend Aachen's besessen haben.

lingsstadt Aachen, wie ferner durch dessen wiederholte Reisen und Züge durch unser Gebiet sich dieses noch seiner besondern Aufmerksamkeit und Sorge zu erfreuen gehabt haben wird. *) Freilich war, wie wir bereits auf den vorhergehenden Seiten uns überzeugen konnten, durch Karls grosse Vorgänger aus dem Hause der Pipine das Werk der Glaubensverbreitung hierselbst gesichert worden und bestand darum seine Thätigkeit mehr in der eifrigen Pflege der jungen Saat. So wird ihm denn mit Bestimmtheit die Erbauung der ersten Kirchen in einigen unserer Ortschaften zugeschrieben; so die der Kirche in St. Peter bei Kempen, die s. Z. eine ähnliche Bedeutung für die Umgegend gehabt haben soll, wie jene in dem Dorfe Birgeln, da sie Jahrhunderte lang das einzige Gotteshaus von einem grössern Teile des rechten Niersufers ausgemacht habe; eine andere Kirche habe ihm die Gemeinde Kleinenbroich verdankt u. a. m. Auch legte Karl d. Gr. bekanntlich viel Gewicht auf die Verbreitung und Verbesserung der deutschen Sprache; er gründete deutsche Schulen, gab Monaten und Winden deutsche Bezeichnungen, liess die alten Heldenlieder sammeln und soll ja selbst an einer deutschen Grammatik geschrieben haben. In Aachen, Paris u. a. O. verwahrt man noch heute Bücher, die auf seine Veranlassung geschrieben wurden; auch sollen nach dem Urteil der Sprachforscher manche Formen der heutigen Misch-Mundart aus jener Zeit stammen.

Hier unterbrechen wir kurz den Faden durch Einschleiben einer Notiz über die Herkunft der Misch-Mundart. Schon früh teilte sich die deutsche Sprache in das Ober-

*) Der Sage gemäss ist Karl d. Gr. sogar bei der Ausübung der Jagd bis zu uns gekommen und wollen ihn viele Orte bei dieser Gelegenheit gesehen haben. Man vergleiche auch hiernit die Sage, welche dem Müller'schen Gedichte »Der Bürgelwald« zugrunde liegt.

und Niederdeutsch: ersteres können wir in unserer Arbeit gänzlich ausser acht lassen. Das Niederdeutsch umfasste die Gebiete vom ehemaligen Niedersachsen, vom Niederrhein, dann von Schweden, Dänemark und der Niederlande. In den drei letztern Ländern ist diese Sprache auch zur Schriftsprache geworden. Aus der Sprache des Sachsenstammes[†] soll sich ausser den angeführten Sprachen, sowie dem Englischen und Westfälischen auch unsere Misch-Mundart in ihrem Hauptbestande entwickelt haben, und es lässt sich wohl behaupten, dass alle die genannten z. Z. in jener gemeinschaftlichen Sprache zusammengefallen sind. Bekanntlich besitzen wir aus dem alten Niedersächsischen noch die »altsächsische Evangelienharmonie« oder den »Heliand« (aus dem 9. Jahrhundert). Von dem Niedersächsischen heisst es, dass es zwar einen geringern Wortvorrat als unser heutiges Schriftdeutsch, aber eine viel grössere Menge volkstümlich poetischer Ausdrücke aufgewiesen habe, — eine Erscheinung, die ja auch bei unserer Mundart so recht zutrifft.*)

Unsägliches Wehe kam über unsere Gegend, als dieselbe im 9. Jahrh. von den wilden und raublustigen Normannen heimgesucht wurde; alle vorhandenen Schätze und Denkmäler aus der ehemaligen Römerzeit gingen hierbei schonungslos zugrunde. Auf seinen schnellen Fahrzeugen war dieses Volk von Norden her plötzlich die Maas heraufgekommen, hatte dann zuerst die grössten Städte Lüttich, Köln, Aachen u. a. ausgeplündert sowie

*) Wie schon aus dem Gesagten erhellt, ist unsere Mundart viel älter als das Hochdeutsche, und braucht daher an dieser Stelle kaum an die wohl anzutreffende irrige Ansicht, als sei erstere nichts andres, als eine a der Zeit nur durch den Einfluss des nahen Holländischen entstandene verflachte Form der Schriftsprache, erinnert zu werden. Über das Verhältnis zwischen Landessprache und Mundarten siehe Linnig »Bilder zur Geschichte der deutschen Sprache« S. 36 u. ff.

teilweise zerstört und hierauf seine Verwüstungen auf das ganze Gebiet, selbst bis zur Eifel (Prüm) ausgedehnt. Die kaiserliche Pfalz zu Aachen richteten die Horden zu einem Pferdestall ein, hiermit noch nicht zufrieden, legten sie vor ihrem Abzuge das schöne Gebäude nebst einem ganzen Stadtteile in Asche. Die Gegend hatte sich von dem unmenschlichen Treiben der Normannen noch nicht erholt, als sie den schrecklichen Plünderungen und Verheerungen der Ungarn (954) preisgegeben wurde.*) In der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts kam das Landesgebiet unter den Herzog von Nieder-Lothringen an der Maas, dessen Land sich von Bouillon im Süden bis Nymwegen im Norden und von Gent im Westen bis zur östlichen Grenze unserer heutigen Rheinprovinz erstreckte. Die vielen Unruhen des 11. und 12. Jahrhunderts und namentlich die Kriege unter Heinrich IV. hatten zur Folge, dass sich in Deutschland mächtige Grafen die höchsten Rechte und Würden aneigneten. Auch ging nach Auflösung der alten Gaueinteilung der Besitz der Macht der alten Gaugrafen vielfach auf diese neuen Beherrscher über. In unserer Gegend stehen um diese Zeit die Grafen von Jülich, Heinsberg, Kriekenbeck und Geldern auf, von welchen die von Jülich und Geldern später die mächtigsten Gebietsherren zwischen Rhein und Maas wurden. Zu Herzögen erhoben, wurde ihnen bald durch Krieg, Heirat, Erbschaft, Pfandschaft der gesamte von uns in's Auge gefasste Gebietsteil unterworfen. Die Geschichte berichtet auch von vielen blutigen Fehden, die diese Herzöge unter sich und mit andern Mächten hatten, so mit dem Kölner Erzbischofe, dem deutschen

*) Bei Lüttich liegt ein Ort, dessen Ursprung auf eine Ungarn-Niederlassung aus dieser Zeit zurückgeführt wird und der auch schon durch seinen Namen „Ougréo“ zu der Annahme verleitet. (Ungarn franz. la Hongrie: Ougrée und Hongrie aber sind in ihrer Bildung nahe verwandt.)

Kaiser, mit Frankreich, dem Herzog von Brabant, der Stadt Aachen u. a. Weil man sich im Kriegsfall auch häufig mit andern Fürsten verband, so musste infolge dessen die Gegend mehrmals von grossen Kriegsheeren überflutet werden, wobei einige Ortschaften sehr schlecht wegkamen. Grössere Schlachten fanden statt bei Baesweiler (1371), Aldenhoven (1372), Linnich (1387) u. a. Im 14., 15. und 16. Jahrhundert sollen unsere Vorfahren von Pest, Heuschrecken, Missernten, Erdbeben und Feuersbrünsten ganz besonders heimgesucht worden sein und enthält die Lokal-Geschichte mancher Orte aus dieser Zeit recht betrübende Nachrichten. Nach der Einteilung Deutschlands in 10 Kreise (1512) zählte man den grössern westlichen Gebietsteil zum westfälischen Kreise, den kleinern östlichen Teil zum Kurfürstentum Köln. Das Elend steigerte sich noch höher, als ein Teil des ohnedies erschöpften Landes mit dem nahen Holland in die langwierigen und traurigen politischen und religiösen Bewegungen hineingeriet, welche im letztgenannten Jahrhundert ganz Deutschland und die angrenzenden Länder ergriffen hatten. Mächtige Scharen Wiedertäufer und Bilderstürmer durchzogen im 16. Jahrh. Stadt und Land, und gewannen, da sie auch zugleich die Gemeinschaft aller Güter verkündigten, namentlich bei den ärmern Landbewohnern unserer Gegend grossen Anhang. In den französisch-deutschen Unruhen unter Karl V. kämpfte ein Teil der Bewohner auf der Seite der Franzosen und ein kleiner Gebietsteil kam im Frieden zu Venlo (1543) an die spanischen Niederlande. Während der eigentlichen Reformationszeit liessen sich in vereinzelter Weise französische und brabantische protestantische Emigranten in dem ihnen nahe gelegenen Landesstriche nieder und trat auch ein geringer Teil der frühern Bewohner unseres Heimats-

gebietes zum Protestantismus über, dagegen erhielten einige Ortschaften, vornehmlich die des Kreises Erkelenz, einen Zuzug katholischer Auswanderer aus Holland und Belgien.*) Noch waren die schlimmen politisch-religiösen Unruhen der Zeit nicht zu Ende, als ein für die Gegend wichtiges Ereignis eine neue lange Fehde heraufbeschwören sollte. Im Jahre 1609 starb der letzte Herzog von Jülich und dieser Umstand wurde die Veranlassung des langwierigen Jülich-Kleve'schen Erbfolgestreites zwischen den Fürsten von Pfalz-Neuburg und Chur-Brandenburg einerseits und Österreich anderseits. Den verbündeten Fürsten hatten sich noch Frankreich und die Niederlande angeschlossen, so dass abermals mächtige Kriegerscharen den verhältnismässig kleinen Landesstrich überzogen. Ein Unglücksjahr der allerschlimmsten Art aus dieser Zeit war für viele Orte besonders das Jahr 1642, als die französisch-weimarisch-hessischen Truppen im Kampfe gegen die Kaiserlichen allenthalben die unmenschlichsten Gewaltthätigkeiten an den Bewohnern und die schrecklichsten Verwüstungen an deren Eigentum verübten; genannt werden aus jenem Jahre sowie aus den Unruhen der nächsten folgenden Jahrzehnte vornehmlich Krefeld, St. Tönis, Neuss, Kempen, Viersen, Süchteln, Dülken, Loberich, Grefrath, Ürdingen, Erkelenz, Heinsberg, Waldfeucht, Wassenberg, Geilenkirchen. Lange Zeit nach den eigentlichen Kriegen hatte noch das Land von feindlichen Soldaten zu leiden, namentlich von französischen Streifcorps, die gar häufig unerwartet ihre Einfälle machten und durch Plündern, Morden und Sengen ihren Weg bezeichneten. Die Streitigkeiten um den Besitz der jülich-

*) Diese Einwanderung ist nicht ohne Wichtigkeit: Zeigten sich nämlich schon frühe in der Mundart die Spuren des nahen Wallonischen, so musste durch sie dieses fremdsprachliche Element in der Zukunft noch mehr hervortreten.

kleve'schen Länder endigten eigentlich erst um das Jahr 1666; ein Teil des Gebietes kam jetzt an die Pfalzgrafen von Neuburg und blieb unter der Herrschaft der Kurfürsten von Pfalz-Baiern bis 1794, ein anderer Teil, z. Z. zum sogen. Oberquartier Geldern (mit der Hauptstadt Roermond) gehörig, war während des 30jähr. Krieges in die Hände der Spanier gefallen. Nach dem spanischen Erbfolgekrieg kam 1713 im Utrechter Frieden ein Gebiets-
teil an Preussen, während ein anderer bei Österreich verblieb. In den Jahren 1792 und 1793 nahmen die Franzosen den Landstrich ein und gaben demselben später die französische Verfassung, wobei der grösste Teil zum sogen. Roer-Departement kam. Über das Vorgehen der Franzosen in unserer Heimat sagt Dr. Norrenberg in genanntem Werke: »Freiheitsbäume wurden errichtet, die Kreuze entfernt und die öffentliche Ausübung der christlichen Gottesverehrung unterdrückt« u. s. w. Die förmliche Übergabe des Landes an Frankreich geschah 1801 im Luneviller Frieden. Nachdem jedoch in den grossen Freiheitskriegen die übermütigen Franzosen von den Preussen gedemütigt worden waren, kam im Jahre 1815 unsere Heimat wieder glücklich unter das mächtige Scepter der Hohenzollern.

Verfolgen wir im Folgenden nun mehr die sprachlichen Verhältnisse der Gegend. Von dem Einfluss der lateinischen Sprache, herbeigeführt durch den langjährigen Aufenthalt der Römer, war bereits die Rede. Ähnlich ist in spätern Zeiten über das Eindringen eines andern Sprachelementes, nämlich des Französischen, zu klagen. Schon vor beinahe 1000 Jahren bildete der Strich Landes seiner politischen Lage und seiner Fruchtbarkeit wegen den Zankapfel zwischen den Deutschen und den Franzosen. Unsere heimatlichen Fluren waren daher so häufig

das Ziel und das Operationsfeld französischer Heeres-
truppen. Die oft jahrelange Anwesenheit der letztern
musste aber unbedingt zur Folge haben, dass sich all-
mählich immer mehr französische Elemente in unserer
Volkssprache festsetzten und so viele fremde Ausdrücke
vollständig zum Sprachgut aller Bewohner wurden. Wenn
wir zu dieser direkten äussern Ursache hinzurechnen, dass
die französische Sprache von jeher bei den Deutschen, ja
selbst an den Höfen in hohem Ansehen stand und hier
sogar zeitweilig der Landessprache vorgezogen wurde, so
kann es uns nicht mehr wundern, wenn wir von Zeiten
lesen, in denen gerade die Mundart unserer Gegend sehr
stark von französischen Ausdrücken durchsetzt gewesen
ist, und woher denn auch heute so manche Fremd-
linge bei uns ihr volles Heimatsrecht erlangt haben. Zu
jenen Zeiten gehören namentlich das 17. und 18. Jahr-
hundert, als nämlich das Vordringen dieser fremden Sprache
durch das gleichzeitige Zusammenwirken der angeführten
Umstände mächtig begünstigt wurde. Das eigentliche
Hochdeutsch ist erst spät bei unsern Vorfahren zur rich-
tigen Geltung gekommen; denn bis zum Untergange der
französischen Herrschaft empfand man noch an manchen
Orten das Bedürfnis, die platte Umgangssprache als Un-
terrichtssprache in den Schulen zu gebrauchen, sowie sich
derselben in den Kirchen bei der Predigt zu bedienen.
Es darf hier wohl nicht unerwähnt bleiben, dass das
Platte im Mittelalter überhaupt auch als Schriftsprache
diente und in damaliger Zeit in höherm Ansehen stand,
als heute. Bezüglich der Verwendung der Mundart in
den Schulen ist ferner einzuräumen, dass ein weiterer
Grund hierzu in der persönlichen Beschaffenheit der da-
maligen Lehrer, in deren Befähigung bezw. Nichtbefähigung
gelegen haben wird. In der »Geschichte der Schulen

im alten Herzogtum Geldern« von Nettesheim heisst es, dass innerhalb des nordöstlichen Theiles unseres Mundartgebietes noch im 18. Jahrhundert die Ortsbehörden sich dieser platten Sprache und die Gerichtshöfe des Niederdeutschen bedient hätten und dass sich eine Ausnahme von diesen sprachlichen Verhältnissen nur von einigen Orten nachweisen lasse.*) Dagegen soll in den südwestlich gelegenen Ortschaften, die grösstenteils z. Z. zum Herzogtum Jülich gehörten, das Hochdeutsch früher in Gebrauch gewesen sein.

Was die ersten Anfänge der Gemeinde- und Privat-Schulen anbetrifft, so bestanden diese um die Mitte des 16. Jahrhunderts, abgesehen von den grössern ältern Städten der Gegend, die durchgehends schon 1—1½ Jahrhundert früher Unterrichtsanstalten besaßen, u. a. in den Orten Kempen, Dülken, Süchteln, Hagenbroich, Grefrath, Lobberich, Hinsbeck, Wankum, Waldniel, Dilkrath, Brüggel, Kaldenkirchen, Breyell, Wassenberg, Beek, Hückelhofen, Birgeln, Dovern, Jülich, Aldenhoven, Lövenich, Millen, Havert, Waldfeucht, Gangelt, Tüddern, Braunsrath, Brebern, Säeffeln, Eschweiler, Süsterseel, Geilenkirchen, Kraudorf, Linnich, Randerath, Wanlo, Gartzweiler. Um hundert Jahre später haben sich angeschlossen Kirchhofen, Waldenrath, Körrenzig, Glimbach, Boslar. Ein Verzeichnis aus dem Jahre 1712 fügt noch die Namen Birgden, Dremmen, Holtum, Hillensberg, Höngen, Wehr, Teevern, Amern St. Anton, Arsbeck, Kleingladbach, Karcken, Lüttelforst, Orsbeck, Ophofen, Ratheim, Wegberg, Steinkirchen, Wildenrath u. a. hinzu.

B) Fast ausschliesslich gehört die Gegend, welche dem Gebiete der Misch-Mundart entspricht, dem Flach-

*) Von Lobberich z. B. heisst es in dem Duc'le, es sei hier schon im Jahre 1657 (?) in der Schule in der hochdeutschen Sprache unterrichtet worden.

lande an, ja es deckt sich sogar, wie uns ein Blick auf die Karte zeigt, deren südliche und östliche Grenze in ihrem grössten Teile mit der Linie, welche hier das eigentliche Tiefland von der höher gelegenen Hügellandschaft scheidet. Es ist aber eine anerkannte Thatsache, dass der Charakter einer Gegend, ob Gebirgsland oder Ebene, seine Rückwirkung auf den Charakter der Bewohner und deren Sprache ausübt. Der Charakter der Gebirgsbewohner ist im Gegensatz zu dem der Bewohner des Flachlandes kerniger, ihr heisseres Blut leichter erregbar. Da nun aber die Sprache eines Menschen in der Regel ein getreues Spiegelbild seines Charakters ist, so muss dieselbe bei ersteren gedrängt, markig, lebhaft und scharf artikuliert erscheinen, während sie bei den andern breit, schlaff und eintönig dahinfliesst. Bei dem engen Zusammenhange der Ausdrucksweise mit des Menschen Temperament gleicht die Sprache des Gebirgsvolkes dem unruhigen, reissenden Bergwasser, das sich über Steine und Klippen hinweg, in vielen scharfen Krümmungen zwischen den Felsen hindurch sein Bett sucht, während die Ausdrucksweise des kühlern, weniger energischen Flachländers mehr mit dem trägen Flusse der Ebene Ähnlichkeit hat, der wegen zu schwachen Gefälles seine Wasser nur langsam und schwerfällig fortwälzt. Angesichts obiger Erfahrung bringt uns ein Vergleich der Misch-Mundart mit den lebhaftern Sprechweisen des südlichen und östlichen Nachbargebietes schon leicht die Überzeugung bei, dass jene, ganz entsprechend dem vorherrschenden Temperament der Bewohner — deren Überzahl nämlich von den Psychologen zu den Phlegmatikern gerechnet wird — als träge, steif und verflacht bedeutend von den beiden andern absticht. Im engern Sinne gilt dieses von dem Dialekt des sogen. »Selfkantes«, also aller an der holländischen Grenze vor-

bei gelegenen Orte. Hier beschäftigen sich die Einwohner zumeist lediglich mit Ackerbau und weisen durch ihre Sitten, Trachten und Bauten immer wieder auf die Nähe des Holländischen hin. Mancher Ortsdialekt ist hier so eigenartig in seinen einzelnen Ausdrücken, so derb, und hat infolge der Trübung der lautlichen Bestandteile eine derartig fremde Klangfarbe angenommen, dass er für einen Süddeutschen oder geborenen Grossstädter geradezu unverständlich ist, und diese Personen beim ersten Anhören der Ausdrucksweise ihrer deutschen Mitbürger wohl an die charakteristische Bezeichnung des Geschichtsschreibers Tacitus für die Gesänge unserer alten Vorfahren erinnert werden könnten.*) Weiter landeinwärts und in den grössern Städten, in welchen so viele Familien sich ausschliesslich der hochdeutschen Sprache bedienen, ist die Einwirkung der letztern schon bis in die Sprechweise auch der niedern Volksschichten gedungen und besitzt daher der Dialekt neben einem grössern Wort- und Formenreichtum eine schönere, reinere Lautfärbung und eine für das Ohr angenehme Glätte und Abrundung.

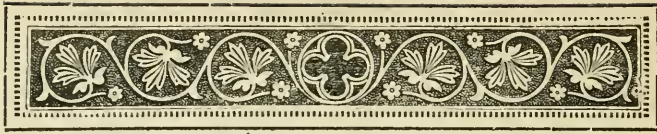
C) In wieweit bei der Mundart die Klage über stete Beeinflussung durch eine andere (namentlich durch eine verwandte) Sprache gerechtfertigt ist, begreift sich alsbald, wenn man bedenkt, dass das Gebiet in seiner ganzen Ausdehnung von Norden nach Süden an Holland grenzt, und dass somit durch den geschäftlichen Verkehr mit benachbarten Grenzorten jener sprachliche Gährungsprozess beständig unterhalten und beschleunigt werden

*) Wenn, wie hier und auch in den folgenden Ausführungen unser Urtheil über die Mundart sich vielleicht manchmal etwas hart anhören sollte, so wolle man uns darum nicht missverstehen und uns nicht einer ungerechten Voreingenommenheit gegen diese Sprache zeihen: angesichts des Zweckes dieser Schrift mussten wir nämlich alles hier aufführen, was uns an der Mundart als Abweichung von der Schriftsprache in irgend welcher Form entgegen trat.

muss. Es hat uns ja schon der flüchtige Blick in die Vergangenheit der Gegend gelehrt, dass z. Z. diese gegenseitigen Beziehungen sowohl in politischer wie kirchlicher Hinsicht vielseitiger und inniger gewesen sind. Es ist hier sodann noch auf einen andern für die Sprachverhältnisse des Gebietes wichtigen Umstand hinzuweisen. Bekanntlich herrscht in unsern rheinischen Orten eine bedeutendere Industrie, und sind infolgedessen die Lohnverhältnisse für die arbeitende Volksklasse hier günstiger gestellt als in der holländischen Nachbarprovinz Limburg. Daher wandert denn alljährlich eine Menge Holländer, sowohl einzelne Personen wie ganze Familien, als Tagelöhner, Dienstboten, Handwerker, Ziegler u. s. w. ein, und weil die grösste Mehrzahl dieser Eingewanderten nicht wieder in ihre frühere Heimat zurückkehrt, so haben sich im Laufe der Zeit Hunderte Holländer in der Gegend angesammelt. Namentlich im Bereiche der Sammetindustrie, woselbst der hohe Verdienst in den letzten Jahrzehnten die Bewohner dahin verwöhnt hat, dass sich kein einheimisches Mädchen »mehr dazu hergeben will, als Magd bei andern zu dienen«, ist holländisches Dienstpersonal überwiegend. Die Mundart ist aber lediglich eine lebendige Sprache; sie wird durch keinerlei Litteratur in ihren Formen erhalten, und niemand kümmert sich um ihre Abänderungen und Entartungen. So war es nicht anders möglich, als dass sie, der andauernden Einwirkung zersetzender Sprachfermente ohne Schutz ausgesetzt, im Laufe der Zeit viel Eigenes einbüssen und dafür mancherlei Bestandteile der fremden Sprache aufnehmen musste. Begünstigt wurde selbstverständlich diese Assimilation durch die nahe Verwandtschaft der beiden Sprachen untereinander. Stellen wir diesen unsern letzten Ausführungen zum weiteren Beweise ein ganz anderes

Beispiel gegenüber. Die meisten von uns kennen mehr oder weniger das »Kölner-Platt«. Durch die Lage der Stadt, inmitten der Provinz, ist bei dieser Mundart eine nennenswerte Schädigung durch fremdsprachlichen Einfluss gänzlich ausgeschlossen. Sie hat sich denn auch in einer Reinheit und Treue erhalten, dass jedermann sie gerne hört.





Unterabteilungen innerhalb des Gebietes der Misch-Mundart.

Genau genommen, besitzen alle grössern Orte im Bereiche des Misch-Mundartgebietes ihre individuelle Sprechweise. Sie bilden mit ihren Dialekten in dem Ganzen ebensoviele feste Punkte und wirken in dem Verhältnis ihrer allgemeinen Bedeutung für die Gegend auf die Mundarten der umliegenden Nachbarorte, namentlich auf deren Wortschatz und Lautschattierung ein. Man wird es weiter natürlich finden, dass, obschon der Grundcharakter der Mundart im ganzen Gebiet so ziemlich überall derselbe bleibt, in der Sprechweise der Grenzkreise eine stärkere Abweichung vom Hochdeutschen und eine grössere Annäherung an das Holländische hervortreten muss, als dieses bei der Mundart der übrigen Kreise der Fall ist. Die Mundart der Kreise Düsseldorf, Neuss und Gladbach namentlich hat schon vieles aus dem Hochdeutschen, sodann aber auch aus dem gefälligeren Niederfränkischen aufgenommen, und unsere nachstehenden Bemerkungen über Lautentstellung, Wortschatz u. s. w. erleiden daher für diesen Teil manche Ausnahmen. Eine auffallende und konsequent durchgeführte Verschiedenheit in der Aussprache vieler Laute und Wortendungen in der Mundart der Grenzkreise bestimmt uns, auch hier noch eine Einteilung zu treffen. Der Unterschied zeigt sich besonders in der eigenartigen Aussprache des auslautenden *nd* und der Stärke der Betonung aller End-

silben. Die Sprachenscheide wird gebildet von einem bewaldeten, vielleicht eine Meile breiten und zwei Meilen langen Höhenzug, dem sogen. »Menwäg« (Gemeinweg), der sich eine Stunde östlich von dem Roerfluss in paralleler Richtung mit diesem der holländischen Grenze zu hinzieht und in seiner Beschaffenheit ein natürliches Hindernis für den gegenseitigen Verkehr der nächsten Orte bildet. Es ist keine Übertreibung, dass infolge jenes charakteristischen Unterschiedes der einfachste Landmann daselbst bei der Unterhaltung mit einem Fremden mit Sicherheit aus dessen Sprechweise zu erraten weiss, wenn dieser ein »Üverbösch« (d. h. ein Mann von der andern Seite jenes Busches) ist. Gegenüber der Erscheinung, dass ja sonst die vielen Ortsdialekte in ihren wesentlichsten Eigentümlichkeiten mehr oder weniger übereinstimmen, oder die Abweichungen nur allmähliche sind, treten die beiden mitgeteilten zu bestimmt und zu plötzlich auf, um nicht von jedem sofort herausgehört zu werden. Während nämlich in den meisten Grenzortschaften westlich jenes Höhenzuges schon das weichere Aachener-Sprechidiom sich bemerkbar macht und das auslautende *nd* auch als solches richtig ausgesprochen wird, ist dieses in den Dialekten der östlich gelegenen Orte, zumal in den Grenzkreisen, zu *nk* abgeändert. Wie sich ferner hier in allen zwei- und mehrsilbigen Wörtern die Endsilben meistens zu völlig tonlosen abgeschwächt, ja nicht selten vollends verflüchtigt haben, so tritt dort das gerade Gegenteil hervor und hat (nach dem Muster des Holländischen) diese Silbe vielfach die Tonstärke der Hauptsilbe angenommen, oder es ist den sonst einsilbigen Wörtern noch ein betontes *e* angehängt, z. B. in *-hemê*, *wuê*, *joaê* = heim, wo, ja. (S. II. Abtlg.) Vom westlichen Roerufer ab zeigt die Mundart der Grenzkreise

Heinsberg und Geilenkirchen überhaupt eine stärkere Anlehnung an das Holländische, was darin einen Hauptgrund hat, dass hier stets lebhaftere Handelsbeziehungen mit diesem Lande unterhalten worden sind und zudem ein Teil des Landstriches von holländischem Gebiet eingeschlossen wird. Eigenthümlich berührt es endlich, wenn man in dem Orte Breyell (Kreis Kempen) Ausdrücke wie »Minotes, Locke Blag möt Palmetäck, knäbbege Ture, Bihtwöhles« (bihten = beissen) für »ich, schwacher Jüngling mit rotem Haar, schönes Mädchen, Gensdarm« hört. Dieser Ort, dessen Einwohner von jeher zum grössten Teil Handelsleute waren, besitzt nämlich in seinem sogen. »Krämerlatein« oder »Henese Fleck« eine für Nichteingeweihte gänzlich unverständliche Sprache, aus welcher die dortige, und die Mundart der nächsten Umgebung auch viele Ausdrücke herübergewonnen haben.





Haupteigenschaften der Misch- Mundart.

Yergleichen wir die Misch-Mundart mit unserm Hochdeutschen, so fallen uns bei ihr als charakteristische Eigenschaften vornehmlich auf: Derbheit mit Vertraulichkeit, Anschaulichkeit und Natürlichkeit, Kürze und Naivität.

A) Derbheit mit Vertraulichkeit.

Höflichkeit und Zartgefühl sind wohl des Volksmundes schwächste Seiten, vielmehr kommt uns die Mundart wie in ihren Lauten so auch in der Wahl ihrer Ausdrücke recht derb*) vor. Ihre Derbheit in letztgenanntem Sinne ist unzertrennlich von der innigen Vertraulichkeit, mit welcher die Landbewohner in der Regel miteinander zu verkehren pflegen. (Siehe Kap. »Sitten und Gebräuche.«) Derber will ja schon die Mundart darin erscheinen, dass sie ihr trautes »Du, Ier, Öch« (Du, Ihr, Euch) noch nicht durch das mehr der vornehmern Neuzeit angehörende »Sie« bzw. »Ihnen« ersetzt hat. Sehr gern bedient sich der Volksmund des bequemen »Du« und es muss schon jemand eine hohe Stellung bekleiden oder durch sein graues Haupt- und Barthaar besonders ehrfurchtgebietend aussehen, wenn er ausser diesem Du nicht auch noch manche beliebte Steigerungsformeln genannter Vertraulichkeit ruhig hinnehmen will. Da bringt es z.

*) Wenn irgendwo, dann mussten namentlich in diesem und dem folgenden Kapitel viele Ausdrücke als nicht passend von der Anführung ausgeschlossen werden.

B. manche gar nicht aus der Fassung, wenn ihnen auch in der Unterhaltung mit dem alten Pfarrer oder der Frau Bürgermeister die gewöhnliche Anrede »Ija Jong« das eine über das andere Mal entschlüpft. Ob die angeredete Person bekannt oder fremd ist, das kümmert im Gespräche nicht. Die Bekanntschaft mit irgend einem Verwandten des Fremden und sicherlich die Gemeinschaft desselben Heimatskreises mit ihm sind dem alten Landmann genügend, um sofort alle nötigen Rücksichten aufzuheben; diese Umstände verleihen volles Anrecht auf den Gebrauch des »Du« und der ähnlichen Ausdrücke. Und wie wird anderseits dann manchmal hinter dem Rücken in der grimmigsten Weise über »dä engebeldde Schnobbel« geschimpft, der sich infolge seiner verwöhnten Nerven nicht so ohne weiteres in diese Vertraulichkeit und dieses Beiseitesetzen aller gesellschaftlichen Formeln finden kann. In der Erzählung kommt der Erzähler immer zuerst, dann folgt sein Bruder Mattes-Grades (Mathias-Gerhard), dann sein Knecht Kuebes und endlich darf vielleicht auch der Landrat oder sonst eine höhere Persönlichkeit an die Reihe kommen. So hört man denn Sätze, wie »Ech, on ues Hannes, on Pastuer, on der Landrat, on all dies Borschten (oder »Schnake« oder »Kloantens) all, virr woaren all dehoop« (beisammen). Auch verletzte es vor 70 Jahren in der Gegend weder Gefühl noch Anstand, wenn selbst die Kinder der bessern Familien für ihre Eltern stets die Bezeichnungen »milh*) Vahr« oder »milh Mohr« gebrauchten; hiergegen hat sich als Anrede an

*) Zur Erzielung einer wenigstens annähernd richtigen Aussprache der mundartlichen Wörter soll in allen folgenden Beispielen als Dehnungszeichen nur das h gelten; das e und andere Vokale hinter den Stammvokalen sind von diesen getrennt, als eben hörbar, auszusprechen: das Trennen gilt auch von ei und ie. Obigem Zwecke zu liebe dehnten wir Schärfung und Dehnung auch auf Fremdwörter aus.

die Eltern und andere ältere Verwandten noch immer das ehrfurchtsvollere »Ier« statt des modern gewordenen »Du« behauptet. Es sind weiter eine ganze Reihe derber Ausdrücke in der Mundart unbeanstandet in Gebrauch, die im Hochdeutschen das Ohr schwer verletzen und den, der sich ihrer bedienen wollte, als ungebildet und taktlos stempeln würden. So bittet z. B. der gute »Bästevatter« den kosenden Enkel nicht um ein Küsschen, sondern um »e Müllke« (ein Mäulchen); man heisst jemand häufiger »de Mull« als »den Mund« halten, und es wird in der Volkssprache (vielleicht aus Konsequenz hieraus) ebenso häufig »gefräcte on geöepe« als »gegäte on gedronke«, und zwar dann so lange, bis man »saht« ist. Den, der nicht gerade über die intelligentesten oder schönsten Gesichtszüge verfügen kann, beschimpft der Volksmund, er habe »e Gesehch wi en A-Bie-Boks-Bräct« (A-B-Buchsbrett; der Ausdruck dürfte also wohl an die ersten »Fibeln« (?) erinnern). Vervollständigt wird noch die Charakteristik durch folgende nähern Bestimmungen: »Dä hät en Mull wie en Schöp« (Śpaten), »dä hät en Nas wi ene Klomp«, »dä hät Oge wi e Kalv«, »dä hät Uchre (Ohren) wi ene Wann«, »dä hät ene Hals wi en Schruht« (Truthahn); der Lahme ist kurz »ene Kromm«; der Augenranke, dessen Augenränder zumeist gerötet erscheinen, »hät de Oge möt Renklesch (Rindfleisch) gebördt«. Und welche gewählten Ausdrücke muss erst das Opfer eines heftig Erregten anhören? Wir brauchen blos einige der geläufigsten anzuführen, um den Leser davon zu überzeugen, dass ihre Verwendung eigentlich eher auf gewisse Tiere als auf Menschen passen dürfte. Da will man den Gegner, sobald er »de Mull noch emoal opritt (auffrisst), op de Schnut, op dä Bäck, op di Höere (Hörner), für di Lusche (Ohren), op de Knöeck hauc«, oder »möt ene

Puet stuete«. Noch schlimmer wird es dem Bedrohten ergehen, wenn jener Wütende auch noch unglücklicherweise »ene Lenkspuet« ist, d. h. wenn er gewohnt ist, mit der linken Hand zu schlagen. Sehr geläufig ist auch die Drohung: »Stroacke (Gleich) hau ech dech, dät du loangs de Woank op löps!« Jedes Naturell oder Temperament hat der Volksmund in einer besonderen Redensart charakterisiert: Der Leichtgläubige »glöft och, dät uese Härigoatt op ene Kieschbom wuent«, der Gleichgiltige lässt stets »Röbe (Rüben) got Mos (Gemüse) sin«, der Ungeschickte »es ene Käel, äs wenn'r möt de Hiep (Hippe) gemäkt würc«. Am wenigsten werden wir wohl den Dummen beneiden, denn er ist in der Mundart »noach de domm, dät'r loas löpt.« Die gewöhnliche Volkssprache macht auch keinen Unterschied in der Bezeichnung der Eigenschaft »stark« (belebt), mag nun dieselbe von einem Menschen oder von einem Tiere gelten, man sagt vielmehr auch in ersterem Sinne unbeirrt: »Dät ös ene fätte Käel.« Nicht zu übersehen ist, dass man bei derlei Aussagen an die Stelle der Wörter Herr, Mann, Frau stets die verächtlich klingenden Wörter »Käel« oder »Wihf« setzt. Im Laufe der Erzählung gönnt man diesen beiden für ihre Behausung nicht einmal den sonst gebräuchlichen Ausdruck »Hus«, sondern da heisst es: »Dä Käel hät ge Bruet en het Denk« oder »en et Loak« oder »en het Gaht«. So spricht auch manche Ehefrau seltener von »mine Mönsh« (Mönsh = Ehemann), oder mancher Ehemann von »min Frau«, sondern kurz von »öm« bzw. von »ött«. Von einer Auswahl sinnverwandter Ausdrücke ist, wie wir schon oben sahen, nur selten die Rede; das winzige Marienkäferchen wie der mächtige Eichbaum, altes Bier und die Sonntagshose, irdene Töpfe und die Freundschaft mit dem Nachbarn, das alles geht in der

*ein Wort
Wahr eine
Gardel Laa
Laga.*

Mundart einfach »kapott«. — Es wird einleuchten, dass es infolge der mitgeteilten Eigentümlichkeiten der Mundart manchmal Interessantes zu hören gibt, sobald Personen, die sich beständig nur dieser Sprache bedienen, auf einmal zum Gebrauch des Hochdeutschen übergehen müssen. So machte einmal eine alte Dienstmagd ihrem langjährigen Brotherrn nach dessen Neuvermählung in der bestgemeinten Absicht in folgender Weise ihr Kompliment zu der Wahl einer so menschenfreundlichen jungen Gemahlin: »Oach, ihr häbt doach e reich (recht) gemehn Wihf!« (II. Abtlg. Kap. Wortschatz) Dem Erzähler drückt man das Erstaunen über das soeben von ihm Gehörte dadurch aus, dass man ihn nach den einzelnen wichtigsten Ausführungen mit der zwischen Frage und Behauptung schwebenden Bemerkung unterbricht: »Du bös gäck?!« Gang und gäbe ist auch die unzarte Formel, mit welcher man den, dem man nicht weiter Aufmerksamkeit schenken will, abzufertigen pflegt: »Bloas mech ens gätt op et Höet!« Will man einen möglichst abschlägigen Bescheid geben, so weiss man dafür den Ausdruck: »Eierdöer« (Eierdotter)! oder »Oachter öm« (Hinten herum)! Es will dem Bauernjungen nur schwer in den Sinn, dass man besonders höflich sein muss, sobald man jemand um einen Gefallen anspricht. Daher wird er denn den von der Mutter erhaltenen Auftrag, bei dem Nachbarn den Schubkarren zu leihen, etwa mit den Worten ausführen: »Ech mot ens de Schörrkar hadde!« Für die Derbheit der Mundart spricht auch gewiss der Umstand, dass dieselbe so gerne die Geissel der Schimpf- und Spottnamen ergreift. Es ist bekannt, dass auf dem Lande die Witterung den stetigen Unterhaltungsstoff bildet; die Bekanntschaft mit den einzelnen Personen und deren Verhältnissen jener meist kleinen Ortschaften mag wohl

Hauptschuld daran sein, dass man dort ebenso häufig das beliebte Klatschregister in der Unterhaltung zieht, wobei es dann schlecht ohne Schimpfen abgehen will. (Beispiele siehe unter folgender Überschrift.) Recht unkultiviert erscheint uns endlich die Mundart, wenn wir noch der allverbreiteten Unsitte einer geflissentlichen Vereinfachung und der dadurch herbeigeführten Entstellung der meisten Vornamen gedenken; da sagt man

nicht Christian, sondern Kress oder Kresch,	
„ Gerhard, „ Grades,	
„ Heinrich, „ Drickes,	
„ Jacob, „ Köbes,	
„ Joseph, „ Jub,	
„ Wilhelm, „ Wölm,	
„ Maria Magdalena, sondern Mrimmelienke,	
„ Anna Sophia, „ Annefehke,	
„ Maria Christina, „ Mrickesting,	
„ Ursula, „ Oeschel,	
„ Elisabeth, „ Lipp,	
„ Gertrud, „ Drüh,	
„ Adelgunda, „ Öelensche.	



B) Die Anschaulichkeit und Natürlichkeit, Kürze und Naivität der Misch-Mundart.

Mehr, als dieses bei unserer Schriftsprache der Fall ist, findet sich bei der Mundart das Prinzip der Nachahmung durchgeführt, d. h. das Bestreben, die Beschaffenheit, den Zweck, die Art der Thätigkeit u. dgl. der Dinge schon in der ihnen beigelegten Benennung anzudeuten. Sie gleicht hierin mehr der leichten Kindersprache, der ja diese Gebundenheit an den unmittelbaren Sinnesein-

druck in ganz besonderem Masse eigen ist. Freilich ist diese Eigentümlichkeit der Mundart nichts anders, als ein sprechender Beweis dafür, dass sich dieselbe noch in einem gewissen Entwicklungsstadium befindet, da jede fortschreitende Sprache sich dieser Fesseln zu entledigen und sich immer freier und unabhängiger zu gestalten sucht. Somit stehen sich in diesem Punkte wieder Mundart und Hochdeutsch gerade gegenüber. Wir fügen über die letztgenannte Eigenschaft der Mundarten noch einen Satz aus Schleicher's »Die deutsche Sprache« ein: »Die Mundarten sind die natürlichen, nach den Gesetzen der sprachgeschichtlichen Veränderungen gewordenen Formen der deutschen Sprache im Gegensatz zu der mehr oder minder gemachten und schulmeisterisch geregelt und zugestuzten Sprache der Schrift.«

Einige Beispiele mögen unsere obige Behauptung beweisen: Der Volksmund nennt gern die Flinte „en Schehtpahf“; das Ufer heisst „Koank“ (Kante), der Kürbis ist „ene Stoatoappel“ (Stoat = Schmuck, Prunk), die Harke heisst „Kratz“, eine Flüssigkeit verschütten wird „schloabere“, eine Ahnung „e Vüergebäcksel“ (Vüer = vor) genannt; der Wilderer ist „ene Luhrjäger“, die Lerche „ene Lieverleng“, der Schlitten „ene Isstohl“. Ein kleines spiralförmig gewundenes Backwerk hat (in der Aachener Gegend) den Namen „e Tiriliske“; undeutliches Sprechen nennt man „Wauele“; man sagt nicht „grüssen“, sondern „d'r Tiht be-e“ (Tiht = Zeit) usw. Zweck und Erfolg einer grösseren Anschaulichkeit haben auch wohl die schon erwähnte Verwendung der vielen bildlichen Redensarten, sowie die Eigenheit der Mundart, dass sie sich bei Bezeichnung einer Eigenschaft so gerne einer Vergleichung bedient z. B. „Dä ös esue nüscherz wi en Geht (Ziege); esue domm wi Strühe; esue ärm wi Job; esue gäck

wi e Rad; esue fätt wi ene Moll (Maulwurf); esue stihf wi en Höere (Horn).

In dieser Anschaulichkeit und Natürlichkeit der Mundart dürfte wohl ein Hauptgrund dafür zu erkennen sein, weshalb sich die Sprache so leicht erlernt und warum weiter das Volk mit so grosser Zähigkeit an ihr hängt. Dasselbe besitzt in der Mundart für seine einfache Denkungs- und Empfindungsart eine ebenso schlichte, ungekünstelte Ausdrucksweise, es spricht darin eben so recht, „wie ihm der Schnabel gewachsen ist“. Wie innig ein jeder mit dieser ersten, mehr natürlichen Muttersprache verwächst, lehrt uns die Beobachtung, dass Personen, die jahrelang in der Fremde sich stets einer andern Sprache haben bedienen müssen, bei ihrer Rückkehr in den alten Heimathsort auch alsbald des dortigen Dialektes wieder mächtig sind. Und wie packend, ja zündend wirkt nicht selbst in der feinsten Gesellschaft ein im passenden Augenblick von einem Redner gebrachter platter Ausdruck auf sämtliche Zuhörer? Auch geht bekanntlich der durch jene Muttersprache uns mitgegebene Accent in unserer Aussprache nie oder nur schwer gänzlich verloren, so dass geübtere Dialektforscher beim Anhören einer Unterhaltung zwischen mehreren Personen mit ziemlicher Sicherheit den Heimatskreis der einzelnen erraten wollen.

Kurz und einfach ist ferner die Mundart; sie hat knappere, an lästigen Konsonanten ärmere Wortbilder; sie ist dürftiger an lautlicher und syntaktischer Abwechslung sowie an den verschiedenartigen Flexionen. (Ausführlicheres hierüber siehe II. Abteilung.) Alles dieses hat zur Folge, dass sie sich leichter handhabt und so die vom Volk gesuchte Bequemlichkeit und Gewandtheit in der Ausdrucksweise wesentlich unterstützt. Zufrieden mit seiner Lage, wenigstens insofern sie seine Bildungsstufe

anbetrifft, einfach in seinen Sitten, genügsam und bescheiden in allen seinen Bedürfnissen, liegt meistens der Landbewohner jahraus, jahrein seiner althergebrachten Beschäftigung ob, ohne sich um den vornehmeren Geist der grössern Städte und die Fortschrittssucht ihrer Bewohner zu bekümmern. Ja, nicht selten hat sich bei ersterem infolge der grossen Liebe zum Alten und Überlieferten eine förmliche Geringschätzung und Abneigung gegen alles, was neu oder Fortschritt in der Kultur heisst, ausgebildet. Wenden wir dieses alles auf die Sprachverhältnisse an, so kann es uns nicht Wunder nehmen, dass die Mundart noch so wenig von dem Hochdeutschen beeinflusst ist, dass sich ferner Städter und Landkind in jeder Gesellschaft so deutlich an der Sprache unterscheiden. Wie das gesamte Auftreten des erstern in dem vielseitigen Leben seiner Umgebung eine vorteilhafte Schulung erfahren hat, so gilt dieses in ganz besonderem Grade von seiner Sprachkraft. Wem wäre nicht schon in der Gesellschaft der Wortreichtum und der Redefluss auf der einen und die Radebrecherei und die, jeden Augenblick durch das Suchen nach dem richtigen Schlussverb unterbrochene Ausdrucksweise auf der andern Seite aufgefallen? Man wolle uns den zwar etwas derben Vergleich gestatten: Wir haben hier die schwerfälligen, ungeschickten Gebärden des Ackergaules, wenn dieser im ungewohnten Geschirre und beschleunigteren Tempo seines gebildeten Bruders, des Wagenpferdes, gehen soll, neben den leichten, zierlichen Bewegungen des letztern. Der Gebrauch jener hohen, gefährlichen „Sprachstelzen“ erfordert von dem Landbewohner eine vielseitigere Aufmerksamkeit und Geistesthätigkeit, und es ist daher leicht erklärlich, warum bei ihm der Sprachapparat so oft Unregelmässigkeiten zeigt oder wohl gar in's Stocken gerät.

Für diese geringere Geschicklichkeit dem Landkind Beschränktheit zuschreiben zu wollen, das würde nur der sich erlauben, der sich über den wirklichen Unterschied zwischen Mundart und Hochdeutsch nicht genügend Rechenschaft gegeben hat. Es genügt eben bei weitem nicht ein sog. Übersetzen der platten Ausdrücke in's Hochdeutsche; das könnte höchstens bezüglich des Wortbestandes zutreffen. Hinsichtlich des Satzbaues dagegen ist der innere Unterschied zwischen den genannten Sprachen ein so bedeutender, dass bei jenem geistigen „Umbau“ sich das meiste Material der Mundart als nicht verwendbar erweist. Sehen wir näher zu. Beim Städter, der sich stets des Hochdeutschen bedient hat, konzentriert sich die ganze Aufmerksamkeit auf das Denken und die unmittelbare Wiedergabe des Gedachten in seiner gewohnten Ausdrucksweise; bei dem andern aber erfordert der Gebrauch der ihm ungewohnten Sprache ausser den genannten zwei Thätigkeiten noch: rasches Umschmelzen der mundartlichen Ausdrücke, Ergänzen der vielen in der Mundart fehlenden Wörter bezw. Vertauschen der zur Übersetzung ungeeigneten durch die richtigen, Umschau nach einer ihm bis dahin völlig fremd gebliebenen Mannigfaltigkeit im Ausdruck, endlich eine grosse Selbstbeherrschung zur stetigen Unterdrückung der der Mundart anhaftenden Eigentümlichkeiten oder der dort eingerissenen vielen Unarten. Selbst dieser letzte Punkt ist nicht unwesentlich; wir wollen hier nur auf ein paar Beispiele zurückkommen. In der Mundart ist man daran gewöhnt, sich im Laufe der Rede nicht lange um alle die genauern Bezeichnungen umzusehen, bei etwaiger Verlegenheit im Ausdruck wählt man vielmehr den bequemern Weg in der Anwendung von Umschreibungen oder der allgemeinen Bezeichnung „dät Denk“ oder „dä Dengeskerke“, oder

man erfindet endlich nach dem Grundsatz „Nachahmung“ wohl gar ein neues Wort. Dem Aufzählen mehrerer, gleichartiger Dinge oder Gedanken sucht man daher schon bald ein Ende zu machen durch die Anführung des Zusatzes „on alles“ bzw. „oaff nix“. So würde man sich in der Mundart in den wenigsten Fällen die Mühe geben, zu sagen: „er hat Haus, Pferd, Wagen und Geschirr verkauft“, sondern man kürzt hier und sagt: „dä hät Hus on alles verkauht“. Sind in der Erzählung die Namen für mehrere Personen zu nennen, so sucht man dieses gern mit einer kürzern Ausrede zu umgehen, wie z. B. „Oach (ach), doa woär Jann on alle Mann‘.“ Wollte man in der Mundart einem andern erzählen, dass zwei Personen mit einander in Wortwechsel und später in Streit geraten sind, so würde man dieses etwa in der Weise thun, dass man den Anfang des Geschehenen genauer schildert, doch dann plötzlich mit dem Satze schliesst: „Nu, vüel on net genog (viel und nicht genug), op et läste hätte se sech scharmant verkamesöelt“. Als ein anderes Kuriosum, das ebenso häufig vorkommt, als es unberechtigt genannt werden muss, stehe hier die Einleitung zu Gesprächen: „Ija Jong, doa kalls du van Duehn (Thun)“. Ähnlicher Eselsbrücken, durch deren Gebrauch der Denk- und Sprechfaulheit, sowie einem geistlosen Schematismus im Ausdruck entschieden Vorschub geleistet werden muss, besitzt die Mundart eine Menge.

Am schwersten bleibt dem Sohne jener Gegend bei Gebrauch des Hochdeutschen wohl die Kunst, einige Abwechslung und Mannigfaltigkeit in den Ausdruck zu bringen. Wie sehr dieses Bestreben nämlich in der Mundart verpönt und welch' schreckliche Regelmässigkeit und Eintönigkeit in den Satzkonstruktionen dort eingerissen ist, wird uns beim Anhören einer in der Sprache geführten

Unterhaltung alsbald klar werden. Der Mangel an Bindewörtern und die übergrosse Gleichgiltigkeit des Sprechers haben zur Folge, dass der grösste Teil der nach einem Schnitt geformten Sätze mit dem Worte „on“ beginnt. Auch wird beim Stocken in der Rede dieses „on“, nachdem man es zu einem langgezogenen oné abgeändert hat, gern als Lückenbüsser benutzt. Wir wollen die ausgesprochenen Behauptungen noch durch ein Beispiel näher erläutern. Wenn A dem C den Inhalt eines längern Gespräches, das er mit B geführt hat, wiedergeben wollte, so würde eine solche Mitteilung sich unter Umständen nur in den zwei folgenden Sätzen bewegen: „On du (darauf) saug (sagte) ech füber öm:“ On du saug hä füber mech: u. s. f.

Auf die von uns an letzter Stelle genannte Eigenschaft naiv möchten wir hier lieber nicht näher eingehen. Deutlicher nämlich und besser, als uns deren Nachweis gelingen würde, bezeugen dieselbe die unter der Überschrift „Reime, Rätsel, Lieder“ usw. aufgeführten Beispiele, weshalb wir auf das Kapitel verweisen.





Spitz-, Haus- und Spottnamen und einige andere originelle mundart- liche Redensarten.

Zwischen dem Vorhergehenden und dem Nachstehenden herrscht insofern ein enger Zusammenhang, als die besprochenen Eigenschaften der Misch-Mundart, namentlich die der Sprache angeborene Derbheit durch die folgenden Beispiele in ein noch helleres Licht gestellt werden. Es kann dem Leser unmöglich mehr neu sein, dass der Volksmund schnell dazu fertig ist, Gebrechen, Eigenheiten, Gewohnheiten, Liebhabereien u. dgl. eines Menschen als Veranlassung zum Erfinden entsprechender Spitznamen und lächerlich oder verächtlich machender Redensarten anzunehmen, die dann von der ganzen Gemeinde alsbald aufgegriffen und beibehalten werden. Neben den entstellten Vornamen steht daher häufig ein bestimmtes Attribut, das nach den erwähnten Gesichtspunkten gewählt ist, wie: „Queike-Bärteske“ (Quecken-Lambertchen), „Frät-Nieres“ (Fress-Reiner), „Hongs-Kohn“ (Hunde-Konrad), „Dräcks-Drütsche“ (Dreck-Gertrud), „Hollängesch-Rue“ (Holländers-Roter). Auch liefert wohl der Vorname der Eltern einer Person den Ausgangspunkt zur Bildung ähnlicher Spitznamen. Heisst z. B. die Mutter „Elisabeth“, so macht daraus die Volkssprache „Lipp“, und die Kinder des Hauses bekommen nun Namen wie „Lippegrades“, Lippedue (Duc = Toter = Magerer),

Lippe-kromm, Lippe-deck (Deck = Dicker). In früheren Zeiten soll diese Sucht nach Spitznamen in der Gegend noch schlimmer ausgebildet gewesen sein. (Nicht immer benennt man in der Misch-Mundart das Haus nach dem Namen des Mannes. Auch geht der zähe Volksmund nicht gern darauf ein, nach der Vermählung eines Mädchens dieses nun auch als „Frau N.“ zu bezeichnen, vielmehr wird in vielen Fällen der Mädchenname vor wie nach beibehalten.)

Kostbar nehmen sich auch die alten sogen. Hausnamen aus. Bei der Zerlegung eines solchen kann man sich davon überzeugen, dass der Volksmund die Vor- oder obigen Spitznamen — die Familiennamen bleiben in der Mundart nämlich unberücksichtigt -- mit der Bezeichnung für die Beschäftigung, den Ort der Herkunft, mit der genauern Benennung der Lage des Wohnhauses u. a. der 2—3 letzten Geschlechter einer Familie ganz geschickt zu einem Ganzen verwebt hat, so dass manchmal die gelungensten und kompliziertesten Namen in Gebrauch kommen mussten. Hatte z. B. jemand den Spitznamen „Knolle-mann“ und er bezog ein Haus, das vor seinem Haupteingange eine Treppe zeigte, so bekam das Haus schon bald den Namen „an Träppkes-Knolle-manns“, und nachdem später der Sohn Arnold dessen Inhaber geworden war, führte es den Namen „an Träppkes-Knolle-manns-Nollesse.“ Diese Bezeichnung wurde nun beibehalten und die Namen der folgenden Sprossen einfach flektiert angehängt. Auf diese Weise ist es denn möglich geworden, dass man jetzt in einer Nachbarschaft als Hausnamen „an Kastemännkes-Wengele-Dove“ (W. = Wendelin; D. = Tauber) neben „an Här-goatts-Jöngskes-Mrim-melienkes“ und „an Lenge-Janne-Klompemäkesch-Kerger“ (L. = Linden; K. = Kinder) antreffen kann.

Der älteste Sohn des Hauses wird stets „dr Gruet“ oder „dr Jong“ genannt; der jüngste dagegen ist immer „dr Klen“ und wäre er auch selbst gegen jenen ein Riese. Hört man in der Mundart eine Familie mit ihrem richtigen Familiennamen benennen, so kommt man in den meisten Fällen durch Nachforschen zu dem Ergebnis, dass dieselbe vor nicht langer Zeit zugezogen ist. Nicht minder originell wie die gewöhnlichen Hausnamen sind die Bezeichnungen für einzelne Ortsteile oder Strassen, oder einige in der Umgegend bekannte Namen für manche Wirtshäuser. Von den erstern führen wir an: „Op dr Krehthüevel, en de Verkës-Hött, an et Krulp-Gaht (krupen = kriechen; G. = Loch), op dr Kneckert; von den letztern: „En et Rohmdöppe (Rohm = Rahm), en de twälf Batze, bi dr roasege Perng (P. = Regenwurm), bi de Pihp-Wuesch.“

In ähnlicher Weise verfährt die Mundart mit den einzelnen Ortsnamen und bedenkt spottweise die Bewohner der Orte mit allerlei Attributen; da hört man: „Du Oecher Penn (Oechen = Aachen), du Goangelter Muhrepenn, du Haarener Jahpstoack, du Ueschbäcker Böckem (Ueschbeck = Orsbeck), du Übacher Bockrier (Bockreiter), du Frielebärger Äsel, du Gelroaer Soankhas, du Kükhoaver Jahpstoack, du Hensbäcker Jüht, du Lobbeegger Wenkbühl, du Dölker Gäck, du Brauter Doahl (Brachter Dohle), du Delkroaer Os (Dilkraht), du Krefelsche Spulahn, du Düsseldorfer Radschläger, du Nüsser Jong.“ Daneben ist bekannt „du läeg Höls“ (Hüls), „du sulp Sint Tönes“ (St. Tönis). Für die Bewohner der Ortschaften an der untern Schwalm hat man den allgemeinen Spitznamen „de Span'sche“; diese Benennung will man damit begründen, dass in frühern Jahrhunderten 72 zwischen Geldern und dem genannten Fläss-

chen gelegene Ortschaften unter spanische Herrschaft gekommen sein sollen. Nachdem später die meisten derselben an Preussen abgetreten waren, seien die in der Nähe der untern Schwalm belegenen noch längere Zeit unter spanischer Oberhoheit geblieben.

Selbst für manche Stände und Erwerbszweige hat der Volksmund noch seine bösen Namen. Der Schuster ist „ene Päkloapp“ oder „ene Päkhenxt“, der ungern gesehene Vollziehungsbeamte ist überall „de Nippoang“ (Kneifzange). Am schlechtesten kommt jedenfalls von allen der Schneider weg; er heisst „Schrüer“*) oder „Bock“, und kam nach früherer Sitte der „Fleckschrüer“ in's Haus, so wurde die sogen. Muehrejubbelsuppe (gleichsam das National-Gericht der Gegend) absichtlich viel schlechter gekocht als sonst; denn es hiess: „Läng dr Brei, dr Schrüer es hei“ (hier). Noch in andern Reimen und Redensarten war der Schneider die Zielscheibe beißender Neckereien, z. B. „Schrüer, Schrüer, schreck, — alle Dag en Meck (Weissbrot), — fihf (fünf) Ähle (Ellen) Lenk (Band), —“ Hat ferner die Hausfrau gegen Mittag die Betten noch nicht wieder in Ordnung gebracht, so hat sie „dr Schrüer noach net gegage“ oder dann „leggt dr Schrüer noach en et Bät.“

In der Erfindung solcher Spitz- und Spottnamen oder der tadelnden, verletzenden Redensarten ist übrigens das Volk sehr produktiv und muss uns bei ihrer Beurteilung neben der originellen Form die Schärfe und Bitterkeit des Volkswitzes sogleich auffallen. So ist z. B. ein Kleinigkeitskrämer im Volksmund „ene Ärtentäller“ (Erbsenzähler), oder „ene Knihtfihster“, der Geizhals ist „ene, dä ärg op sech ahn es“, oder „ene, dä de Perng (Regenwürmer) huet köche (husten) on et Gras süht wasse“,

*) „Schrüer“ von „Schröter“, schroten ahd. serotan - zermahlen, zerschneiden.

auch heisst er „bahtsöchteg“ (bahten = nutzen); was er „foetschmitt, dät rückt (riecht) net got oaff hät schmückt net“. Ein mit Sommersprossen behafteter Mensch „hät de stärk en de Prenk“ (Buttermilchsuppe) oder „en de Ärte gebloase“, ein alter Junggeselle ist für seine erbenden Neffen und Basen „ene Wolldräger“; ein Schmeichler ist „ene Plüemestriker“ oder „ene Schmicleströfer“ (Plüm = Quaste; Schmiel = Riedgras).

Bei der geringsten Erregung oder einer Verwunderung sucht man diesen Gefühlen und Empfindungen gleich in irgend einem besondern Ausdruck Luft zu machen. Ausser den vielen Fluchworten und Ausdrücken der Verwünschung, wie z. B. „Ech wüell, dät du op Menwäg (der genannte Höhenzug) süetz“ (sässes), oder „Ech wuell, dät du bestaht wüesch“ (wärs)*), kann man hierbei manchmal die gelungensten Wortgebilde vernehmen. Von den anständigen führen wir an: „Hölp on Hop, Morrfäts noach joa, Morrgissävveloch, Morrzapperlotnoach, o jömmeg Kenger, i jonges Kenger noach, Basses, Marejuerem ävvel och“. Als Einleitungen zu solchen Sätzen, die eine Verwunderung bringen sollen, dienen: „Nu soall man ävvel vanehn (auseinander) goahn; nu sos-te doach derva sägge; nu häs-te doach van esue Läve; nu mos-te ens betroachte; nu sühs-te van duen; nu sägg ech ävvel nix mier, wänn ech duet böñ; nu soll man sech ävvel krengele en e Penten-Döppke (Pent = $\frac{1}{2}$ l.) on stippe de Behn dur et Tütsche“ (T. = Ausflussröhre); nu so (soll) ävvel et Kübke (Kübelchen) dr Boem utgoahn“ u. a. m. Kommt im unbewachten Augenblicke des Affektes eine Person in Betracht, so fügt man seinem abfälligen Urteile über dieselbe gewohnheitsmässig noch irgend einen

*) Es ist dieses eine milde Form, deren man sich wohl scherzweise gegen unverheiratete Personen bedient.

der folgenden Spottnamen zur Bekräftigung hinzu: „Dät es en Döppe, e Kühke, ene Gäck, ene Flares, ene Flabes, ene Fahlkänkege, ene Hahmböke, e Kauv (Kalb)-Moses, ene Lällbäck, ene Önnüesele, e Liemet, ene Kuhte-Nelles, ene Lühnsche, ene Höltemess, ene Ehpässege, ene Zebbedees, ene Bollerjann, ene Spelleflecker, ene Klautschert, en Wädderhäx, en Tatsch, en Flitsch, en Schlonts, en Krehtkuff, en Kormel, ene Lamjöh, ene Schwitiché, ene Lusch, e Sieve-Söldersch-Gesech, ene Patruen, en Futel, ene Baselemanes, ene Kadie, en Karwei, en Karnalie, ene Phisemetänter, ene Zubbel, ene Kajuen.)* Bezeichnend ist wieder für die Mundart, dass dieselbe fast keine Ausdrücke entgegengesetzter Bedeutung, also solche, durch die etwas Gutes oder Günstiges von dem Nebenmenschen bezeichnet werden soll, aufweisen kann.

Es würde zu weit führen, in dieser kleinen Schrift ein Verzeichniss der nach Tausenden zählenden andern Originale der Misch-Mundart bringen zu wollen; die bunte Zusammenstellung einiger der schönsten Blüten möge eine solche Sammlung in etwa ersetzen.

Gar hübsche Benennungen tragen manche Tiere, namentlich Vögel; der Specht ist „ene Boschhenxt“ oder „en Hoackselgespäns“ (Der Name kann dadurch entstanden sein, dass der Vogel durch sein Klopfen (Hacken) an die Baumrinde beim Volke zur Zeit den Glauben an ein Gespenst im Walde erweckt hat), die Goldammer heisst „gäle Jakob“ oder „gäl Jüesch“, der Buchfink heisst „St . . pitsche“ (von dem Rhythmus seines Schlages abge-

*) Nur unsehwer macht man unter diesen Raritäten die Entdeckung, dass die Geburtsstätte vieler nicht in unserm deutschen Vaterlande, sondern in unserm Nachbarlande Frankreich zu suchen ist. Der von der Mundart diesen Formen beigelegte Sinn kommt der Bedeutung der hinter ihnen stehenden eigentlichen Fremdwörter in den meisten Fällen recht nahe, also ein neuer Beweis für die gebrachte Behauptung, dass es Zeiten gegeben hat, in welchen jene Bewohner mit der französischen Sprache ziemlich vertraut waren.

Hose; ene Romp oder e Wämmeske = Weste; e Kame-soael oder ene Stüpp = Unterjacke; e Kaseröllke = Blouse; e Liffke = Taille; e Sielke, e Pöettsche, e Woaghälske oder ene Jupp = Unterrock; ene Scholleck, ene Schoackert, ene Schlöpp = Schürze; ene Gass = Rock. Wie wir sehen, fehlen für die modernern Kleidungsstücke Ueberzieher und Damenmantel, die ja noch nicht gar lange zur allgemeinen Tracht gehören, im Volksmund entsprechende Namen. Zeigt ein Kleidungsstück ein Loch, so macht man in der Mundart jemand hierauf mit den Worten aufmerksam: „Doa hät dech ene Buhr gespöet.“ Das neugeborene Kind heisst bis zu seiner Taufe „e Pannestärtsche“; gleicht das Kind im Gesicht ziemlich seinen Eltern, so kann man „et got an et Gebäcks känne“. Für Diejenigen, die in der letzten Woche der österlichen Zeit bei den Katholiken zu den hl. Sakramenten gehen, hat der Volksmund den Namen „Hotdeve“ (Holzdiebe). Die auf der kochenden Milch sich bildende zähe Rahmschicht kennt man überall unter der Bezeichnung „Pastuesch Bocks“ (Pastors Hose). In dem Leiter des Vereines erkennen die Vereinsmitglieder ihren „Gänk“ (Gänserich); ein gewöhnliches Schnäpschen bestellt der Fuhrmann als „ene Fohrmanns Kloare“ oder als „ene Schmecke-Körtsches“ (Schmeck = Peitsche). Freundlich lächelnd, oder unter Umständen auch mit dem Gesichtsausdruck der Teilnahme, stellt man an den, der änlässlich wichtiger Familienereignisse, z. B. in den letzten Tagen vor der Verheiratung, geschäftig die Strassen durchheilt, um die vielen nötigen Gänge und Botschaften auszuführen, die sehr bezeichnende Frage: „Du häs och wahl de Lohpbocks ahn“? Statt der im Hochdeutschen gebräuchlichen abwehrenden Redensart „Du kannst mir leid thun“ hört man in der Misch-Mundart: „Du kanns mech gehöekt

wäde; du kanns mech en Muehr schroabbe; du kanns mech dr Nap (Affe) flue; du kanns dech gät schwete (schwitzen); du kanns mech ens noa Viesche (Viersen) bloase, da bruks-te mech en Dölke net te söeke“ (suchen) u. drgl. m. Dem hochdeutschen Ausdruck „das ist ein prächtiger Mensch“ gibt jener Volksmund die Form „dät es ene sievessoante Käel“. Zur Herbstzeit isst man in einigen Orten des Kreises Gladbach den dort geschätzten „Pusspass“, d. i. ein Gericht, das aus geschmorten und miteinander vermengten Äpfeln, Birnen und Pflaumen bereitet wird. Vom Maurer merken wir uns hier noch die Bezeichnungen „dr Wahterpahs“ und „e Klätsch-Üerke“ für die Kanalwage und ein kleines Stück Ziegelstein.

Wie abweichend übrigens die einzelnen Ortsdialekte des Gebietes in manchen Punkten wieder unter sich sind, dafür Folgendes: Für einen Kreisel begegneten uns die Namen: „En Kokeräll, ene Hülidoapp, ene Brölldoapp, ene Doapp, ene Droabbel, ene Gesseldoapp“. Zum Spielstein sagt man: „Ene Franket, ene Knecker, ene Doatz, ene Kölsch, ene Marmor, ene Märmel, ene Märgel, ene Grihse, ene Kroall“. Reich ist auch der allbekannte Sperling bedacht: „Ene Spatz, en Möhsch, en Dahkratsch, en Schrupp, ene Bockertskoapp, ene Putsch, ene Koareputsch, en Husmösch“. Der bekannte „Pannaas“ wird auch „Tüht, Kloappertüht, Klömpes, Balke-Brei, Kloappop-de-Poat (Pforte), Kruh-p-ut, hete (heisser) Blexem“ genannt. Eine in der ganzen Gegend allgemeine, aus Möhren, Bohnen und Kartoffeln bereitete Suppe hört man „Muehrejuch, Muehrejubbel, Tummele-Mutz, bonk For (buntes Futter), Dösche on Stöhl, Dolle Jakob, Kicköm, Hörbereg, Goasfor“ (Gänsefutter) nennen. An Stelle des Wortes „weinen“ trifft man die Ausdrücke an: „Krihsche, grihne, bautze, böcke, brölle, grehse, sömpe, lähle,

knahtsche“. Erwachsene Mädchen hört man mit „e Weht, e Renk, en Diehr“ benennen. Um noch einige Raritäten zu erfahren, wollen wir für kurze Zeit einem Landmann folgen, wenn er Sonntags „de Behr (Bier) geht, öm e Schlägske de kahte“. Lassen wir uns von ihm die gebräuchlichsten Kartenspiele aufzählen, so heissen deren technische Namen: „Tuppe, Buhrjage, Brühte (von Braut), Futsche, Kreuz-Mariage, Hötte, Puche, Pandoure u. a.“ (Unser Weltspiel „Skat“ ist also noch nicht aufgenommen.) Sind nun die Karten ziemlich gleichwertig verteilt, so „häßben all esue gätt zämlek duerwasse (durchwachsen; bei Speck) Kaht“. Sobald ein Spieler Aussicht hat, das Spiel zu gewinnen, ruft er dem Gegner schadenfroh zu: „Nu rücks du all noa de Schöpp“ (Spaten) = (du musst sterben), oder „Nu mos du mar all gau (geschwind) de Plaht putze“ = musst laufen gehen, oder „Nu loat (lass) mar all siehr (rasch) Koet (Kordel) aff“, oder „Nu gehs du ävvel üever Stühr“ (Steuer) = nun gehst du unter. Der verlierende Teil weiss sich jedoch zu trösten, sowie den andern an die Unbeständigkeit des Glückes zu erinnern, indem er ihm vorhält: „Wä (Wer) et iesch woann, wuet dernoa ene ärme Moann“ und „Dä ieschste (erste) Gewönn ös Katte-Gewönn (K. = Katze), der tweide geht iesch de Teisch erenn.“

Noch ein paar Originale wollen wir hier Erwähnung thun, die so recht beweisen sollen, dass sich viele mundartliche Redensarten nicht wörtlich in's Hochdeutsche übersetzen lassen, und dass man auch nicht alle auf ihren logischen Sinn prüfen darf. Nichtsdestoweniger haben dort alle eine bestimmte und jedermann bekannte Bedeutung. Beispiele: „Nu sägg et mar, wie et an et Stöck en steht“ = Nun sage es nur gerade heraus. „Met öm es gen (keine) Re-igde de schete“ = Mit ihm ist nichts

Gutes anzufangen. „Doa legge (liegen) de Lü (Leute) on kalle“ (sprechen) = Da haben die Leute gut sprechen. „De Lü leggen on lope on lege“ (übersetzt: Die Leute liegen und laufen und lügen). Als ähnliche Redensart muss uns der Ausdruck vorkommen „Hä muesch lope goahn“. „Kihk, sühch! (Gucke, siehe!) esue geht dät“. „Ija ne, dät geht nix gät (etwas) got“. „Hä es boang, dät-r et schüht“ (scheut). „Omme*) ne, omme net“? „Nu sätt (setzt) öch gät on loat öch all gät nier“ (nieder). „Doa stong ech und soaet de kihke“.**) „Doa steht et wier (wieder) derbute (draussen) on rägent“! „Töschebeh (Zwischen beiden = zuweilen) woar ech ens breht op öm“ = Ich hatte ihn zur Zeit lieb. „Dät woar en Denge, on e Geduehns, on e Gelops, on ene Beheie“ = Sinn: Die Sache wurde sehr übertrieben. „Met dr ganze ssihbe-ssahme-ssante Bäddel“ = Mit seiner ganzen Habe. „Dät es dr minne dr sinne“ für „das ist der meinige“. „Dät schlog mech esue en dr Loahch“ = darüber musste ich lachen. „Dä kännt oaff en oaff oanger nix“ = der versteht überhaupt nichts. „Dät woar gehaue oaff geschlage“ = daran war einfach nichts zu ändern. Auch hörten wir den Satz „di Buhkpin (Leibschmerzen) kriegt dä esue met Tüeg, met Schläg es hä och ganz got“ für: Seine Leibschmerzen sind nicht anhaltend. „Dät es Ausbronk“, sagt man im Sommer vom Wetter, wenn sich der Himmel bei gewitterschwüler Temperatur tagelang bewölkt

*) „Omme“ ist von „Amen“ abzuleiten und soll infolge der häufigen Anwendung dieses Wortes in den Gebeten auch allmählich in die Volkssprache hinübergangen sein. Das Wort kann zweierlei Bedeutung haben; in dem angeführten Beispiel heisst es soviel als „Nicht wahr“? (gleich dem mehr südlicheren „Gelt“). In andern Sätzen enthält es die Verstärkung einer ausgesprochenen Bitte, steht dann am Schluss und wird besonders betont, z. B. „Gäff mech dät, omme“! (Gib mir das, ja, thu es doch!)

**) An dergleichen widersinnigen oder tautologischen Ausdrücken mangelt es in der Misch-Mundart nicht.

hält und die Sonne nicht zum Durchbruch kommt. Mit „Auss“ wird in der westlichen Gebietsälfte die Erntezeit bezeichnet (in der östlichen trifft man dafür meistens das Wort „Bäu“). „Bronken“ ist der Ausdruck für das Benehmen böser Kühe, wenn sich dieselben zuweilen mit vorgestreckten Hörnern und rollenden Augen bereit halten, um plötzlich in grosser Wut auf ihre Gegner loszuspringen. Ob jedoch mit dieser Erklärung auch die Entstehung des Wortes „Aussbronk“ nachgewiesen ist, wollen wir nicht behaupten.

*Die Jungfrau ...
... ..*





Reime, Rätsel, Lieder, Spiele, Reigen.

Unter dieser und den beiden folgenden Überschriften soll die schönste und interessanteste, nämlich die poetisch-ethische Seite der Misch-Mundart einige Berücksichtigung finden. Wir wollen nämlich hier eine kurze Umschau halten unter den verschiedenartigen Erzeugnissen der in dieser Sprache so reich vorhandenen Volkspoesie und im unmittelbaren Anschlusse hieran uns einige der bekanntesten Sitten und Gebräuche der Gegend merken.

Da werden nun wohl manchem im ersten Augenblicke vielleicht Zweifel darüber aufsteigen wollen, ob denn wirklich unsere derbe, wenig beachtete und geltende Dialekt-sprache so poesiereich sein soll. Hört sich das aber auch fast widersprechend an, wahr ist es dennoch. Ja, die Misch-Mundart besitzt eine solche Fülle einfacher, anmutiger und kraftvoller kleinerer Poesien und volkstümlich poetischer Redensarten, dass deren Anzahl wohl im Stande sein dürfte, die der groben Sprache sonstwie anhaftenden Mängel zum grossen Teil aufzuwiegen, und uns mit Achtung und Wertschätzung gegen dieselbe zu erfüllen. Wohl nicht mit Unrecht könnte man eine solche Sammlung der mannigfachen Reime, Sprichwörter u. dgl. ein Stück Litteratur unserer Misch-Mundart nennen, und es werden hoffentlich viele unserer Leser, die z. Z. dieser Sprache nahe gestanden, hie und da einen lieben alten Freund und Bekannten aus der ehemaligen schönen Jugendzeit und der ersten Heimat in der Reihe wiederfinden. Für

sie muss also unsere Auswahl doppelten Reiz und Wert besitzen, da dieselbe manche angenehme, halb vergessene Erinnerung wieder in das Gedächtnis zurückzurufen vermag. Indessen ist aber die Beachtung des Gebotenen für einen jeden interessant; sind doch derartige Beiträge auch geeignet, in etwa ein Bild zu geben von dem Geistesleben, von dem Fühlen, Denken und Dichten jener Bewohner, die, wie jedes andere Volk, gerade in den trauten Lauten der engern Heimat, an welche Herz und Ohr gewöhnt sind, am liebsten ihre höhern Gefühle auszudrücken pflegen und uns so ihre wahre Herzensstimmung offenbaren.

Naiv, häufig zwar arm an Inhalt sind manche Reime.*) Viele sind sogar mehr oder weniger in nichtssagende Spielereien ausgeartet. Eine ganze Reihe bilden richtige Knittelverse, in denen man logischen Sinn und Zusammenhang vergeblich sucht, in denen vielmehr die Strophen willkürlich zusammengestellt sind. Als einigendes Band dient alsdann wohl der Binnenreim. Trotz aller dieser Mängel sind aber alle gleich klangreich und fest im Takt; im Rhythmus haben Trochäus und Spondeus den Vorzug erhalten.

Einfach-kindlich sind auch die meisten Liedchen und Lieder zu nennen; von den letztern streifen freilich manche auch das Gebiet des Rohen und Niedern, wenn nicht sogar des Gemeinen.

Namentlich das erste Kindesalter hat die derbe Misch-Mundart reich mit anmutiger Poesie bedacht. Schon in der Wiege, auf den Armen der Mutter wie auf den Knien des Vaters, lernt das kleine Kind die ihm im Takte immer

*) Derbheiten, dazu wohl unästhetische Ausdrücke, trifft man auch hier an, was indes dem weniger wählerischen Volksmunde wieder nicht so sehr verargt werden darf.

und immer wieder vorgesungenen oder vorgesprochenen Liedchen und Reime. Da singt die Mutter als Schlummerliedchen an der „Nina“ (Wiege) des aufmerkkenden Säuglings:

„Heia popeia, stäck Küelke duet,
stäek öm en het Hälske, da blott et sech duet;
plöck öm allen di Fäerkes (Federchen) ut,
mak dät kle Kinsche e Bättsche doarut.“

Auch mit dem Text:

„Heia, popeia,
et Vüegelke drog en Ei noa,
wahl en dä kuepere Kältel (Kessel),
wänn du mech dät net glöven en wells,
ech han derbei gesäete.“

Ferner: „Heia Popinke (P. soll hier ein Kosenname sein),
di Motter hett (heisst) Kathrinke,
di Vatter ös ene Koappesbuhr,
kömmt dr hem, da kiekst dr suhr.“

Kaum besitzt das Kind die hinreichende Zungen- und Fingerfertigkeit, so bringt ihm die Mutter Reime auf die Finger der Hand bei, z. B.:

1. „Dä (kleiner Finger) ös en het Wahter gefalle,
dä (folgender Finger) hät öm drut gehoalt,
dä hät öm affgedrucht,
dä hät öt si Vatter on Motter gesaut,
on dä hät öm en het Bächt gelaut“ (gelegt).
2. „Dä (kleiner Finger) stoackt,
dä koackt,
dä boackt,
dä schöpt ut
on dä decke Doas (Dachs) frett alles ut“.
(D. = Daumen).

Indem die Mutter ihren kleinen Liebling in das offene Händchen kitzelt, sagt sie ihm zum Nachsprechen vor:

„Ech gäff dech ene Dahler,
goank noa der Maht (Markt),
kop dech e Köhke (Kühchen),
e Köhke möt e Kälvke,
e Kälvke möt e Schwänzke,
. Tirilirilänzke.“

Auf des Vaters Knien lernt der Knabe im Takte des Schaukels singen:

1. „Hopp Merjanneke, hopp Merjanneke,
loat die Pöppkes danze,
ene goe Mann, ene brave Mann,
ene Mann von Poappele (Pappel) Schanze.“
2. „Türelüre koam van Düre (Düren),
Hänske koam van Oake (Aachen),
häts-de mech ene Wäk (Weissbrot) metbraug
(mitgebracht),
dann hei (hätte) ech och bi dech geschloape.
Ne, ne, ech duen et net,
en Ongelöck es gau (geschwind) geschett.“
3. „Et woar ens e Männke,
dät kruep en e Kännke
du kruep et wier drut,
du woar et ganze Vertätsel ut.“
4. „Hot (Holz) schnie
dur die Wie (Weiden),
Klompe make,
dät sall krake,
Schehte (Holzscheite) en dän Oafe,
Härrgöattsche wuent doa boave;
en dät Bäckesch Hüske

- doa wuent e kle Müske,
dät Müske, dät sät pip, pip, pip.“
5. „Jö^(*)) Pätsche noa dr Mühle,
dr Köhster soat op et Fühle,
Pastuer op di bonte Koh,
si riete t'ssane noa dr Mühle tau:
om e Mauer (Malter) Hafer,
dät sall dät Pätsche drage,
om e Mauer Wecke,
dät sall dät Pätsche schlecke,
drav, drav, drav,
Morgen ös et Sondag.“

Als Beweis für ihre Redefertigkeit erlernen wohl alle Kinder auch schon früh die folgenden Alliterationen:

„Morge (Guten Morgen) Möller Mattis, mahl mech mi Mähl, mi Motter mot morge möt mi Möhn (Tante) Mecke make“; oder „Wä wett (weiss), wu Wäever Wölm wuent? Wäever Wölm wuent wiht. Wä wett, wat Wäever Wölm wäevt? Wäever Wölm wäevt wette (weisse) Woll“.

Auch ist den Kleinen der Reim bekannt:

„Rubbe-de-dup — de köelsche Zup (Suppe),
dr Toambour hät en — — —“.

Jeder Junge kann in den ersten Lebensjahren schon das Rätsel hersagen und lösen: „Vüere (vorn) stihf on stärk, meddsen (in der Mitte) e Roddelwärk, oachter (hinten) ene Beifutsch?“ (in andern Orten: ene Fitsbüll) = Pferd, Pflug, Führer des Pfluges.

Von andern naiven Rätseln sind unter der Jugend verbreitet:

1. „Hät geng e Männke wahl üever en Bröck,
hät hau e Kröemke wahl op dä Röck,

*) „Jö“ ist das Wort, mit welchem der Fuhrmann das Pferd zum Weitergehen veranlasst.

en dät Kröemke sieve Katte (Katzen),
on jiede Katt hau sieve Jonge.
Wievöell Behn (Beine) genge uever de Brück“?
= (Zwei).

2. „Vei-er-Bein (Vier-Bein) schlog Twie-Bein (Zwei-
Bein),

du noahm Twie-Bein dät Dri-Bein
on schlog möt Dri-Bein Vei-er-Bein“?
= (Kuh, Magd, Melkstuhl.)

3. „Op twie Stabke steht en Tonn,
ene Gahper (Mund), twie Grihper (Greifer = die
Hände),
ene Rühker (die Nase), twie Kihker (die Augen),
twie Hüerer on oave ene Bohsch,
en dä Bohsch vöell Hasen on Knihn“ (Kaninchen).
= Der menschliche Körper.

4. „Hölder de Bölder
lep uever dä Sölder,
on niege (neun) Goadshäre (Geistlichen)
kuesche (konnten) Hölder de Bölder net wähe“.
= Donner.

5. „Klengerdeklus
loag oachter gen Hus,
jie mier de Sonn schien,
jie mier Klengerdeklus grien“ (weinte). = Schnee.

6. „Der Köhster möt si Söster,
Pastuer on sin Mad,
die gengen en der Gad (Garten);
doa soagen se veir (vier) Äppel stoahn;
jiedder plog sech enen af,
du (da) bliev-er och noach ene stoahn“.

= Die Schwester des Küsters war auch zugleich die
Köchin des Pfarrers.

7. „En isere (eisernes) Röllke
möt e fätt Pöllke
on e wölle-wölle (wollenes) Wüeschke:
wat ös dät“?

(Eine Lampe in ihrer frühern Beschaffenheit.)

8. „En de Wält doa woar et net,
Goatt dr Häer, dä hau (hatte) et net,
dä Kneit goav et sinne Häer
on hau et sälver net“.

(Die Taufe Jesu durch den hl. Johannes.)

9. „Estra Bohna, Hasa Koahla, Mada Rolla“.

(Eine Elster in den Bohlen, ein Hase im Kohlgarten,
eine Magd am Butterfass.)

Dem Kindesmund ist auch ein Vers geläufig, der wohl eine Anspielung auf den letzten Aufenthalt der Franzosen in der Gegend enthält; diesser heisst:

„párlevu hät Hoasen ahn,*)

kiskedi de Strömp;

häff (hebe) dä Käel dät Röeckskén (Röckchen) op

on schlag öm op — —“.

Wenn im Frühlinge der Saft in den Pflanzen steigt, dann verfertigen sich die Knaben gern aus den dünnen Weidenruten kleine Flöten; während des Losklopfens der Rinde singen sie im Takte ein Mal über das andere:

„Flötsche, Flötsche goank (gehe) aff.

oangesch (sonst) hau ech dech dr Koapp aff“.

*) Die Ausdrücke »párlevu« und »kiskedi« waren in der Gegend gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zu beliebten Spottnamen für die in erbärmlichen, bunt-scheckigen Uniformen eingerückten Truppen des Jakobinerclubs geworden.

[Flora x citiert Seite 9 seiner hübschen Sammlung »Französische Elemente in der Volkssprache des nördlichen Roergebietes«: — im Jahresbericht des Real-Progymnasiums der Stadt Viersen für das Jahr 1892/93 — »Die Soldaten, etwa 7 bis 8000 Mann, vorzüglich der Infanterie, sahen erbärmlich aus. Keine Schuhe, keine Strümpfe, zerrissene Beinkleider, keine Hemden: der eine trägt einen blauen, der andere einen grünen Rock; dieser eine Weste mit Ärmeln, jener einen Überrock, der eine Schuhe, ein anderer Überstrümpfe.«]

Viel Material liefert uns besonders der Spielplatz einer jeden Schule. Hier verwertet das Kind das, was es früher im Elternhause gehört und gelernt hat und ergänzt es mit dem, was es von seinen Mitschülern vernimmt. Belauschen wir eine Kinderschar in ihrem gewohnten Sprechen, Spielen und Singen, so wird uns alsbald ein ganzer Kreis schöner Beiträge zu Gehör kommen, die uns zeigen, wie die Mundart dem Kinde so vieles zu bieten vermag, auf dass es damit seine sorglosen Stunden ausfüllen könne. Hier treffen wir eine Reihe der originellsten Ab- und Auszählreime, dort sind es Verse auf eine bekannte Blume, einen Vogel, einen Käfer, oder wohl gar auf den Namen eines Gespielen; jetzt ahmt es in seiner Sprache den Schall der Glocken, den Gesang eines Vogels, bald im Spiele die Beschäftigung des Landmannes oder eines Handwerkers nach, dann beschäftigen es Rätsel, Wortspiele, Liedchen, Reigen u. a. m.*)

Gross ist die Vorliebe des Schulkinde, auf die entstellten Vornamen oder die Spitznamen der Mitschüler kleine, zwar meistens nichtssagende Reime zu bilden. Von solchen Neckreimen führen wir an:

1. Dä Träppkes frett gâr läcker Päppkes.
2. Strückske, sâtt dech op et Hückske (Hocksitz).
3. Dä Nüever (Növer) schütt drüever,
dä Brandts schütt drlans (vorbei),
dä Stäeve (Stevens) schütt drnäeve
(aus M.Gladbach).
4. Oangenies (Agnes), Kattekies, Schlengerbehn,
Schoastehn (Schornstein).
5. Jann (Johann), dä alles kann.

*1 Man macht als Lehrer die Erfahrung, dass bei jeder beabsichtigten Umschau nach diesen platten Erzeugnissen der Mundart das Kind verschämt mit denselben zurückhält: ist dagegen diese Scheu bei ihm einmal überwunden, so will sich der Vorrat kaum erschöpfen.

6. Adelhed, wi deht di Geht (Ziege), di Geht di deht wi Adelhed.

7. Adelhed hät Zupp (Suppe) gekoakt, di ganze Wähk (Woche) van ene Knoak.

8. Tiske (Matthias), Tiske, Fohrmann, di Schmeck (Peitsche) di hät gen (kein) Schnor an; Pät on Kahr en dog (taugt) net, Tiske Fohrmann och net.

9. Antonn, Tintonn, nännenätt, komm erenn on sät dech gät (etwas).

10. Pip, pap, Petterke, gehs du möt noar Maht (Markt), da (dänn) gäll (kaufe) ech dech en Äppelke on en Prummetaht.

11. Pitt (Peter) haut (halte) dr Honk fahs (fest), dätt-'r mech net en bitt, bitt-'r mech, ech sägg' et dech, dusend Dahler koast et dech.

12. Anne Marih, Schenk op Si (Seite); Bruet en dr Noak on doamöt foatt.

Als Ab- und Auszählreime fanden wir unter den Mädchen einer Klasse, abgesehen von solchen, die sich nicht gut hier aufnehmen liessen:

1. Ön, dön, diel, — ön, dön, Dullemann, — ön, dön, diel (aus).

2. Rub-bel de Dub-bel de Zockerkarzäll — Rub-bel de Dub-bel du — Knoll (aus).

3. Dä Düfel wull e Mührke schroabbe,
hä wos net, wi hä et Mäts (Messer) soall poacke;
du schniet hä sech wahl en dän Dumm (Daumen),
dät goav en dicke fätte — Prumm (aus).

4. Anne Marih hät Küehl gestoahle,
en Pastuer sinne Gact (Garten),
Pastuer, dä wull noa Dölke goahn,
on Anne Marih verklage,
Anne Marih, dät woar esue bang

on kruep van Ängs en en Koaffiekann,
di Koaffiekann, di sprong kapot
on Anne Marih fehl op

5. Motter gäff mech ene Pänneng?
Wat wels du da möt dä Pänneng?
Noalle (Nadeln) gälle, Noalle gälle,
Wat wells du möt di Noalle?
Säck nie (nähen), Säck nie.
Wat wells du met di Säck duen?
Vüegel foange, Vüegel foange.
Wat wells du möt di Vüegel duen?
En di Pann broae (braten).
Dät häs du got geroae (geraten).
En, twie, drei, du bös frei (aus).

6. Ene dene dunke funke,
rabe schnabe tippe tape,
käse nape ulle pulle ross,
ip ap aus on du bös draus.

Das kleine Marienkäferchen in der geschlossenen linken Hand haltend, sagen die Knaben: „Hiemelsmöschke, Hiemelsmöschke, wenn du mech gene Oaleg (Oel) gieffs, da schlag ech dech musduet“; oder „Hiemelsmöschke, Hiemelsmöschke, fleg noa dr Hiemel tau (zu), op Maria si Schüetsche (Schoss), doa krihgs du Wäk on Brüetsche.

Verschiedene Reime haben den bösen Kuckuck zum Gegenstand: „Kuckuck, Kuckuck, Eierschluck, Mohsbrut, mak dech et Gaht (Thür) ut.“

„Dä Kuckuck hau (hatte) en Ei gelaut (gelegt),
en dä kuepere Kähtel;
hä saut, ech öt net sägge soll;
du (da) saut ech öt, du krieg ech öt,

du schlog hä mech, du grien (weinte) ech drop,
du goaf hä mech en Botteram (Butterbrod).

Der flatternden Fledermaus ruft der Knabe zu:

„Flärmus, Schärmus,

komm erut (heraus),

dr Düfel frett dech de Melk (Milch) ut.“

Dasselbe Lied wird mit entsprechend abgeändertem Text auch von der Schnecke gesungen.

Wenn die ersten Tropfen eines lang ersohnten Regens fallen, so stimmt die spielende Knabenschar wie auf einen Wink im Chor ihr bekanntes „Et rägert, et rägert, de Panne (Dachziegel) wäde naht“ an. Mehr Freude verursacht ein „Mairegen“, der nach dem Volksglauben das Wachsen aller befördert, die von demselben nass werden. Das bezügliche Lied lautet:

„Meiräge (Mairegen), Meiräge, mak mech gruet,

ech böñ esue klen wie ene Hasepuet“.

Das Kind, welches stottert, muss als Neckreim hören:
„Stahmel-Bäck, — Wat gölt dr Dräck — Fihf (fünf)
Stühver de Kann“.

Auf dem Heimwege vom Waldbeerenlesen hört man die Kinder singen:

Walbere saht,

stopp dät Gaht (Gaht = Öffnung des Gefässes,

in welchem die Kinder die Waldbeeren tragen),

häst-er gen genog, dann plöck-er dech saht;

minne Buhk ös voll,

min Kruhk ös voll;

wä welt möt noa hem goahn?

Ech net, du net, on virr alle moale net.

Beim Ertönen der Mittag- oder der Abendglocke führt der Knabe die Kühe, die er auf der Weide zu be-

aufsichtigen hatte, nach Hause und singt schon bald das Lied:

Hemdrihve (Heimtreiben),
di Wiver (Weiber), di kihve (murren),
di Kenger, di lärme,
di Beie, di schwärme (B. = Bienen),
di Kloacke, di goant (gehen),
di Kläpele (Klöppel) schloant (schlagen).

Oder: Tüt, tüt, Hoare (Horn),
de Kõh lope dur-ge Koare,
wu mag dä fulen Hiet sin,
dä õs noa hem äte,
hä õs sin Kõh vergäte,
hä õs noa hem drenke,
on liet (lässt) sin Kõh versenke;
hä klomm wahl op dä Bössestruk (Holunder)
on woann doa all di Eier ut;
di Eier woare besäte,
dä Kuckuck hau (hatte) se fräte.

Die Beobachtung der alten Kinderspiele, Reime und Reigen bringt uns leicht auf manche interessante Entdeckung. Da gewahren wir vor allem das hohe Alter dieser Überlieferungen, die Beständigkeit, mit welcher sie sich auf unsern Spielplätzen und Strassen behaupten. Ist doch jedem Lehrer wohl schon aufgefallen, dass alle in der Turnstunde gelehrten Spiele u. drgl. wieder nach und nach zu verschwinden drohen. „Das Spielkind“, sagt Linnig in seiner Vorschule der Poetik, „ist das konservativste Geschöpf, was es auf Erden gibt; es kennt keinen Wechsel der Zeitalter und der Moden“, und von den Reimen heisst es auf derselben Seite: Viele der Kinderreime besitzen ein so ehrwürdiges Alter, „das ihnen, selbst wenn sie an sich weniger Reiz und Anziehungs-

kraft besässen, als es der Fall ist, unsere Achtung und Wertschätzung sichern müsste“.

Zu gewissen Zeiten des Jahres stellen sich regelmässig die verschiedenartigen Spiele ein. Selbst die ungünstige Witterung vermag nicht, sie zurückzuhalten, da doch z. B. die beliebten Spiele mit Spielsteinen meistens gerade während der nassen, kalten Jahreszeit ausgeführt werden, während dieselben doch eigentlich wohl die schönste Zeit des Jahres beanspruchen könnten. Bei einigem Nachdenken über die Beschaffenheit der Spiele und Reigen oder den Inhalt mancher Reime kann man sich der Überzeugung nicht erwehren, dass viele von diesen Altertümern mit ihrem Ursprunge sehr weit in die Vergangenheit unseres Volkes hinaufreichen, ja, etliche sogar bis in die frühere heidnische Zeit und dort mit mythischen Anschauungen unserer Vorfahren in Zusammenhang stehen dürften.

Ausser den schon angeführten drei Spielen „Trümpele, Kreiselspiel und Knöcheln“ nennen wir hier noch von den alten, in der Gegend bekannten, das „Obhaune“ (Thor-auf-halten), das „Hiemel on Höell“, das „Kai wärpe“, das „Keitzen“ (Wolf-Spiel). Zu den beliebtesten Spielen der Knaben gehören unstreitig die Spiele mit „Köelschen“ (Spielsteinen). Da diese Art Spiele leicht zur Erfindung neuer führt, so sind deren im Laufe der Zeit eine ganze Menge aufgekommen.

Bei den meisten alten Spielen entdecken wir weiter auch kurze Sprüche oder stehende Redensarten, wogegen von andern schon der originelle Name unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Hat da der eine Knabe in einem Spiel mit „Köelschen“ viel Glück gehabt, so dass der andere mit verhaltenen Thränen endlich sogar seine letzten Lieblinge hergeben muss, so bemerkt man wohl, wie

ersterer sich plötzlich mit dem Ausdruck „Nu quiht oaff ens esue wilt“ grossmütig zeigt, und dadurch seinem Freunde die Aussicht stellt, durch einen glücklichen Wurf ev. wieder seine ganze Habe zurückzugewinnen. In einem andern Spiel, „Buhr de Mötz aff“ genannt, necken die Knaben den, der den eigentlichen „Buhr“ (Bauer) darstellen soll, mit allerlei Reimen, wie „Buhr, de Melk es suhr“; „Buhr, gäff mech en decke Muehr“ (Möhre).

Wieder ein anderes Spiel, das in der Aachener Gegend „Pärkwärpe“ (Pärk = Kreis), in Ortschaften der Kreise Kempen und Gladbach „Kanko-Spiel“ heisst, dürfte wohl die meisten naiven Kinderausdrücke aufweisen: z. B. „Va gen Ahns mech (Ahn = Strich, von welchem aus das Spiel beginnt), enträckes mech, duckes mech, utschrihves mech, vröm mech, alles mech, nix dech, schöttfrih (schussfrei) mech“ u. a. Einen seltsamen Namen trägt in einigen Ortsmundarten das bekannte „Verstecken-spielen“. Es heisst nämlich „Pillepoampspiel“, so benannt von dem Rufe, mit welchem das suchende Kind den Mitspielenden den Anfang des Spieles anzeigt. Dieser Ruf heisst wörtlich: „Pillepoamp, min Oge sind op“.

Als einen der ältesten Rundreigen, der bei einer mehr oder weniger grossen Verschiedenheit des Textes so ziemlich im ganzen Gebiete der genannten Mundart anzutreffen ist, setzen wir hierhin:

„Kruehnekrähne (Kraniche), wengelewahne,
wä welt möt noa Ängloank (Engelland) fahre;
Ängloank ös geschloate, dr Schlietel ös gebroake,
winne salle virr ene nüe krihge?
Wänn dät Kölkerke rihp (reif) ös,
wänn di Mühle stihf steht,
wänn di Poppe danze
op di sieve döere Schanze“.

Hier nun noch einige Proben solcher Lieder und Reime, die mehr von jung und alt in der Gegend gekannt sind.

So singt in Dülken bei Gelegenheit des St. Martinszuges ein jeder mit an dem alten „Lohp-Möller-lohp“-Lied. Der Text dazu lautet:

Jong haht mich öt Pärd ens an,
Lohp, Möller lohp!

Ich mot nou en de Mühle goan,
Lohp, Möller lohp!

Du löpst, wie Du löpst,
Follemente wie Du löpst,
Schopp on Schür üverhop,
Lohp, Möller lohp!

Hei breng ich Üch dæ Hafersock,
Lohp, Möller lohp!

Dæ sollt Ör mich ens mahle strock,
Lohp, Möller lohp!
Du löpst etc.

On Koren hab ich ooch gebreit (gebracht),
Lohp, Möller lohp!

Dat hat Ör mich joa letzt geseit,
Lohp, Möller lohp!
Du löpst etc.

Dör Bockert, dæ kömmt morgé noch,
Lohp, Möller lohp!

Dæ ös för osse Ferkestrog,
Lohp, Möller lohp!
Du löpst etc.

Dör Weet, dæ loag wall lang parat,
Lohp, Möller lohp!

Hæe woar alluter noch de schaad!

Lohp, Möller loh!p!

Du löpst etc.

Nou molder mich mar net te strang,

Lohp, Möller loh!p!

Dat ich dich rek'mandiren kann,

Lohp, Möller loh!p!

Du löpst etc.

Das verbreitetste und vielleicht das älteste Lied der Gegend könnte wohl das „Fasteloavesled“ (Fastnachtslied) sein; sein Text heisst:

„Fuppe, fuppe, Fasteloavend

es bestoavend,

klengt wahl op di Bösse (Holunder)*),

he ne Stohl on doa ne Stohl,

op jieddere Stohl e Kösse

on doa en Broatwuesch tösche.

Frau, Frau, sätt dät Mötschke reich (Mützchen
gerade),

scher (diesen) Oavend kömmt dr Kneich,

kömmt dr Kneich scher Oavend net,

da kömmt-r dr läste Dag. Fasteloavend.

Frau, Frau, tahs wahl en dät Eierfah!t,

da (dann) wäden öch och de Häng net naht.

Schnih, schnih Ruhme,

schnih dech net en de Duhme (Finger),

sätt dät Lädde!rke an di Woank,

poack di Broatwuesch en di Hoank,

lo!t dät Mätzke (Messerchen) senke

*) In vielen Orten singt man statt „Bösse“ „Bösterd“. Dieses Wort bezeichnet eine Sektion der Stadt Dülken, die letztere ja als „Narrenstadt“ (mit ihren Attributen Windmühle und Nummer 11) am ganzen Niederrhein bekannt ist. Es wohnen in der Sektion „Bösterd“ (Bistard) viele ärmere Leute, die heute noch gerne versuchen, in grössern Scharen während der Fastnachtstage umherzuziehen und den Bewohnern der Umgegend für Geld oder eine sonstige kleine Gabe ein Lied vor der Thüre zu singen.

en di fätte Schenke,
loatt dät Mätzke hoange
en di fätte Hoamme“ (Hämmchen).

Den Vorwurf des Rohen und Unkultivierten verdient in erster Linie das auch aus alter Zeit überlieferte „Räp-
led“ (Refflied), welches bei der Arbeit des Flachsreflens
gesungen wird. Man braucht fürwahr nicht an über-
reizten Nerven zu leiden, wenn man schon nach ein-
maligem Anhören solcher Genüsse auf deren Wieder-
holung verzichtet. Der Anlage des Menschen, festzuhalten
an allem, was von den Vorfahren überliefert worden,
muss es hier gut geschrieben werden, dass man in unseren
Tagen noch derartige wüste Lieder mit der hohen Be-
geisterung anstimmen hört. Zwar trifft dieses tadelnde
Urteil über genanntes Lied nicht überall zu, da man in
manchen Orten, wie in Süchteln und Lobberich, einen
ganz anständigen Text singt*).

Von alters her ist die Weberei eine allgemeine Er-
werbsquelle jener Bewohner gewesen (die Geschichte der
Gegend hat uns das ja schon gezeigt); in früheren Zeiten
war es die Leinen-, in den letzten Jahrzehnten die Sam-
metweberei. Und da man bei dieser Beschäftigung gerne
zu singen scheint, so müssen wir es natürlich finden, dass
auch der Weberstand mit seinen eigenen platten Liedern
vertreten ist, in welchen der sogen. „Gärwäever“ (Gerne-
Weber) seine Freude an seinem Handwerk, der faule da-
gegen auch seine Unzufriedenheit mit seinem ihm ver-
hassten Broterwerb ausdrücken kann. Begleitet von dem
Geräusch des fliegenden Schifflens singt der erstere
munter zu:

*) Den Text findet man (neben manchen andern platten Liedern und origi-
nellen Beiträgen) in Freudenberg's »Soetelsch Ploatt« (Süchtelner Platt).

„Wäever, loatt wäeve,
dann hant virr de läve,
koflitter, koflätter,
je länger, je bätter“.

Oder „Kommickes, kommackes,
sue sätt min Getau (Webstuhl);
wat ech verdehn,
verfrett (verfrisst) min Frau“.

Der andere brummt:

„Ech han alle-sue Läve
gedoahn et Wäeve,
drom bön ech och nu
esue lengelahn“ (lendenlahm).

Ein Lied, das vornehmlich der Stadt Aachen, dann aber auch der nächsten Umgebung angehört, und in seinen einzelnen Ausdrücken gar deutlich die Erbitterung der ehemaligen Bewohner gegen die eingefallenen Franzosen aufkommen lässt, soll hier den Schluss bilden:

Der Marseiller Marsch.

„Ier Hallonke, schleichte Prije,
Kanalje Poack on Schälmevieh!
Virr mösse öch hei lije (leiden)
En döschen os net reppele mieh.

Waët (Wartet) ier mar, ier franze Bieste,
Hoass (bald) kömmt dr öngersche Zoldat
Met Koborg öch an de Schwaet,
Dät ier noa hem mot fieste.

Ier ärm Zitojengs!
Ier Lompe-Bataljongs!
Ier Hong, ier Hong!

Sed net mich wäet äs Dräck a gen Schong“ (Schuhe).

Einige andere Lieder und Reime mussten unter der Überschrift „Gebräuche, Sitten u. Sagen“ Aufnahme finden.



Sprichwörter, sprichwörtliche und bildliche Redensarten.

Xinen reichen, kostbaren Schatz besitzt die Mischmundart in ihren nach Hunderten zählenden Sprichwörtern und verwandten Redensarten, was wir ja schon unter der ersten Überschrift als eine Folge ihrer Abstammung von der altsächsischen Sprache hinstellten. Die Auswahl ist wirklich so gross und mannigfaltig, dass es schwerlich gelingen würde, darüber ein vollständiges Verzeichnis zusammenzustellen; kann man doch in jeder längern Unterredung mit ältern Landleuten immer wieder neue vernehmen. Es ist zum Bewundern, wie geschickt, ja, fast mechanisch die Bewohner diese Sätze im Laufe des Gespräches in dem ihnen anhaftenden Sinne einzuflechten oder wie leicht und rasch sie sich bei ihrem Zuhören zu dem eigentlichen Bilde, das doch in der Regel nur den gewöhnlichsten Vorgängen des Alltagslebens entnommen ist, die höhere Deutung zu machen verstehen. Jemand muss notwendig in dieser Sprache aufgewachsen oder auf andere Weise sehr innig mit ihr vertraut geworden sein, ehe er es zu der anzutreffenden Gewandtheit und Schlagfertigkeit in der Anwendung besagten Redeschmuckes bringt.

Bezüglich der Form und Fassung der Redensarten fällt gleich wieder die erwähnte Derbheit sowie die Anschaulichkeit auf, zumal in den mit Vorliebe herangezogenen Bildern. Inhaltlich erweisen sich gar viele als

blasse Regeln, die sich auf die Witterung oder die einzelnen Arbeiten des Landmannes beziehen. Wir alle wissen und finden es leicht erklärlich, dass gerade der Landmann an gar viele Dinge und Erscheinungen in der Natur seine verschiedenartigen Beobachtungen über das Wetter, den Zeitpunkt des Säens und Pflanzens, das Gelingen der Ernte, den Anfang und die Dauer des Winters usw. knüpft, und meistens auf die Zuverlässigkeit seiner Gewährsmänner baut. Daher müssen wir es weiter natürlich nennen, dass sich auch so viele Sprichwörter im Volksmund finden, die das eine oder andere aus jenen Gebieten zum Gegenstand haben. Andere, namentlich diejenigen, die lediglich zum Schmuck der Rede dienen sollen, zielt meistens ein gesunder, packender Humor. Sodann weist eine solche Sammlung aber auch eine ansehnliche Anzahl der schönsten „Wahrsätze“ auf, die einen viel höhern Wert haben, da sie unter der manchmal zwar klobigen, naturwüchsigen Form viel nützliche und notwendige Lebensweisheit verbergen, und so bei ihrer stattlichen Reihe und ihrem Alter ebenso viele Beweise für das echte, kernige Deutschtum der verachteten Mundart, sowie für eine gesunde Philosophie jenes Landvolkes sind.

Hier möge sich denn eine Auswahl der geläufigsten Sprichwörter aus jener Gegend in zwangloser Reihenfolge anschliessen:

Ens es net alluter. (Einmal ist nicht immer).

Man mot net tängen (gegen) ene Backoafe welle gahpe.

Nötter (besser) ens got geläfft, äs (als) ömmer geuselt.

Blot tüt (zieht), sät dä Mann, du gof hä sinen Ohs en Dük (Kuss).

Hät ös ge Pöettsche esue schef, oaff hät moet (passt)

en Däckelke drop; = Für alle Mädchen findet sich auch ein Mann.

Noa ene Späterer kömmt ene Vertärer.

Wä got schmiet, dä got fiet (fährt).

Wä kömmt van Neht tott Eht, dä künnt sech selver net (wird übermütig).

Gestuet (Stossen) ös onger de Köh, on Vergält onger de Lü (Leuten).

Ene gröne Kressmess (Christfest) gieft e wett Poasche (Ostern).

Wä dicke Buenne (Bohnen) welt äte, mot dr Mäet (März) net vergäte = im März pflanzen.

Ansichn hölpt gedenke. Wä sech freit e Noabeschkenk (Nachbarkind), dä wet, wat he fengt (findet).

Vüerbescheht (Vorher Bescheid) brengt derno (hernach) ge Led.

Wä schuen geht werke, geht schmierereg noar Kerke.

Hät geht durehn wi e Karke egen Kerk (Karken im Kr. Heinsberg).

En guete Frauw ös en Lädder en het Hus.

Dr Hongertste (Hundertste) künnt öt Klompemake net.

Di Vüegel, di esue fröch flöte, krihge de Katte (Katzen).

Hät ös ene goe Jong, dä op si Var (Vater) at (artet).

Man mot etiesch (zuerst) Kuhlback sin ie man Foesch wüd.

Gelient (Geliehen) ös net gegäfe.

Hät ös ge hueffäddeger Denk, äs en Mohr (Mutter) möt et ieschte Kenk (ersten Kind).

E quoad Wihv ös esue got äs ene Tuhn (Zaun) öm ene Gemösgad.

Wä gieft, wat hä hätt, ös wät, dät hä läfft.

Wä sorgt, dä üevert (erübrigt).

Man mot di Hellege verihre, di et mehs (am meisten) Mirakel duen; (bildlich).

Kriett dr Hahn op de Huert (Hühnersteige), dann steht et Währ en luhrt.

Hät ös gen Ämke (Ämtchen) esue klen, oaff hät schmätt; Sinn: es ist mit Nebenverdienst verbunden.

Jiedder Düfel (Teufel) hät noach wier sinne Üeverdüfel.

En Lusterfenk ös en Düfelskenk. (Dieser Satz ist besonders den Kindern sehr geläufig).

Moddere Schuet (Mutter Schoss) ös wärm, wänn och ärm.

Dr Schäepe modde sieve sin.

Ut oanger Lühts (Leute) Lärer es got Rehme schnie. Onkrut vergeht net.

Alle Hölpe bahte, sät di Frau, du spehn se en Knuesel (Mücke) vüer de Schörkar (Schubkarren). Daneben besteht die Redensart: Alle Hölpe bahte, sät dr Wohf, du froaet hä en Knuesel op emoal op.

Wänn dr Moann et Glas Beir en ene Schnahp utdrengt, ävvel de Frau breckt noach ene Spien (Fidibus) en drei Dehl, da könne se noach net verdärve. Im Gegensatz zu dieser Redensart steht: Wu dr Bäessem net dog, doa batt et net. (B. steht hier für „Hausfrau“).

Du sprecks wi en Frau, di Fätt fehl (feil) hät on schmiet de Schuehn met Botter. Sinn: Deine Äusserungen verraten wenig Sparsamkeitssinn.

Wä enen Honk schmihte welt, fengt all lecht ene Stehn.

Sühste, doa hadde virr et Schmihte en de Glaser (Fenster); wird gesagt, wenn irgend ein ungünstiges Ereignis, das unbedingt zu erwarten stand, endlich eintritt.

Uese Härgoatt hät allerleis Koasgänger (K. für Käutze).

Dä steckt ene mar gät dr Gäck an = der will einen nur foppen oder zum Narren halten.

Mohs es ge Flesch -- Sinn: Ich wurde gezwungen.

Di ehn Lehr (Ehre) es de oanger wäet.

Doa koam ech ävvel reich (recht) op ene Frihdeg (Freitag); da kam ich übel an.

Man kann wahl e Päet (Pferd) noa et Wahter brenge, ävvel net make, dät et süpt (säuft).

Kömmste hüt net, da kömmste morgo = bezeichnet eine träge Gangart.

Hät es got, dät et mier Märtyrer giefft, äs Apostele; ein beliebtes Trostwort im Munde ärmerer Leute.

Je älder dr Bock, je stihver öt Hoar.

Wänn sech twie jage, steht gene stöll.

En Haferpäed (Haferpferd), ene Röggekäel (Roggenkerl) on e Bockertsvärke, dät sind de bäste.

Wä Mehster es, deht wat-r wellt.

Et Förke (Fütterchen) mot de Kar trække.

Dä breckt gen Hahmspien = das ist ein Faulenzer.

Au Mösche fängdem (fängt man) net met Kahf (Spreu).

Wat dr Buhr net kännt, dät frett-r net.

Et giefft mar ehn koae Frau, ävvel maleck (jeder) ment, hä hei (habe) se.

Ech sett joa gene Buhr ent Fenster = niemand im Wege.

Rue Hoare on Älsenhot (Erlenholz), di wasse op gene goe Boem (Boden).

En de Piel (Peel in Holland) kömmt et sech op ene Törf net ahn; Sinn: Wo viel Vorrat ist, braucht nicht gespart zu werden, oder, wo viele essen, darf noch immer jemand mitessen.

Ob kromm Fuehre (Furchen) wasse de meste Fröchte.

Wu dr Vuegel gejongt es, doa es-r gähr; (bildlich: Jeder liebt seinen Heimatsort).

Wänn en Koh, bisse (laufen) geht, da stäeche di oangere dr Start op = Böse Beispiele finden Nachahmung.

Bi alles es ene Wiet (Kniff) bei, sätt di Frau, du bles se de Loamp met de Nas ut.

Ruet freit wi de Schwäernuet.

Man mot net Moschel rope, irr man an Board (Bord) es = Man soll nicht den Tag vor dem Abend loben.

Man mot sech net utduehn (ausziehen), irr man noa-et Bät geht; bildlich.

Wä si Lihv verwaht, verwaht gen dov Nuet (Nuss).

Klen Kenger on gruete Käetele (Kessel) han gruete Uehre (Ohren).

Dr Buhk es gemennlek iedder voll äs et Og.

Wu sieve Grete (Margarethen) en en Noaberschöp wuchne, doa es gene Honk nöddeg. (Nach dem dortigen Volksmund gelten alle Frauen, die Margaretha heissen, als zanksüchtig.)

Wä sälv net oachter de Strühk gesäete hät, söckt och oangere net doa.

Wä oanger Lü (Leuten) glöffit on si Bät verköpt, dä fällt met dr Röck (Rücken) en et Strüeh.

Wiht es rihk.

Voll Lü on nöchter Koalver bräeke (zerbrechen) ssälle (selten) ene Repp.

E Weit (Mädchen) flüek vüer den Tiht, sech ssälle ene Mann op-friht.

Mättsches, di flöte, on Henne, die krie, mot man mar dr Hals ömdrie.

En ächte Freierei (Liebschaft) geht sievemoal ut on ahn.

Morgesspoht deht dr ganzen Dag noach got. (Morgenstunde hat Gold im Munde).

Kenger, Wihver, Wahter on Henne giefft Striht onger die Noaber.

Wä de Noaber welt krehte (ärgere), dä hält sech mar Henne on Gehte.

Man mot net wier gape welle, äs ene dr Monk gewassen es.

Vöell Worm onger dr Sölder es noach ärger, äs vöell drop; dieses alte Bauernsprichwort will sagen: Eine grosse Kinderschar verdirbt den Landmann noch eher, als das Überhandnehmen des schädlichen Kornwurmes auf dem Speicher.

Wä et gewünscht es, kann sech ene Buchnestak (Bohnenstange) op dr Koapp spetz loatte make.

Dr Düfel soall sech an et Hoange gewänne könne.

Du kalls grad, wi du geboacke häs = Du sprichst ohne alle Überlegung.

Sinne Kall (Sprache) hält anehn wi en Hoampel (Handvoll) Äerte (Erbsen) = er spricht nur konfuses Zeug.

Du kiks, äs wänn du Löth (Leuth) verroae heits (verraten hättest).

Dät sind Lü wi de Köh, grad dät se gen Höere hadde.

Wänn et op dr Häer rägent, da dröept (tröpfelt) et op dr Kneich (Knecht).

Wä dr Pänneng net oach, dä kritt uever dr Dahler gen Moach (Macht).

Süper (Säufer) läcke sech, Fräter bihte (beissen) sech.

Je frier (strüppiger) Hoar, je sänkter (sanfter) Senn.

Ene fuhle Wenkter giefft ene fütte Kerkhoaf (Kirchhof).

Proakeseren on Lühs kömmt van ärm Lü.

Dä ieschte (erste) Scha (Schaden) ös ömmer dr bäste.

(Ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Prozess.)

De lupige Hong hoale et Flesch ut dr Pott. (Stille Wasser sind tief.)

Man mot öt doarnoa (darnach) duen, dät de Kerk medden en het Dorp bliff.

De dömmste Bure han de dickste Ärpel (Kartoffeln).

Wänn dr Oappel rihp ös, da fällt-r, on wänn-r en dr Dräck fällt; (bildlich: Wenn Mädchen das Alter haben, wollen dieselben heiraten.)

Wänn Bäddeleer sech saht gäte han, da schmihte se sech möt de Läpele (Löffeln); Sinn: dann sorgen sie nicht weiter.

Hä ös bei sin Wöet (Worten), wi dr Has bei sin Jonge. (Er hält nicht Wort.)

Alles geht üever, sät dr Fohs (Fuchs), du tuege (zogen) se öm et Fäll üever de Uehre.

Des Wäck fengt got an, ment Spetzbov (Spitzbube), du hengen se öm es Moanes (Montags) Morges an de Galleg (Galgen).

Alles möt Moat (Mass), sät dr Schnider, du schlog hä sin Frauw möt de Ähle (Elle).

Alles op sinen Tiht, Kiesche ene Suemer, on Bockeskok (Buchweizenkuchen) en-nen Härs (Herbst).

Wu dä de Koh bengt, doa blitt se stoahn. (Der hat ein starkes Wort mitzusprechen.)

Ene jiedder ös vergäckt op sine Kühs. (Jeder Narr liebt seine Kappe.)

Möt Gewalt kann man en Geht (Ziege) möt dr Start ophäffe on en Viguel (Viole) vüer ene Eke-Bohm (Eichbaum) kapott schloan.

Wu et Mueddem (Mode) ös, solle sogar de Goas (Gänse) bārfess (barfuss) lohpe. (Jede Gegend hat ihre eigenen Gebräuche und Sitten.)

Ija, dä wett, wat hä driff, wänn hä en Luhs an e Schnörke hät.

Lehv Kenger hant vüel Name.

Hät dr Minsch si Bruet, da (dann) kömmt dr Dued (Tod).

Hä hät Sörg für ongelaugde (nicht gelegte) Eier.

Twälf Hoandwärke, dröttien (dreizehn) Onglöcker.

Man mot et Flesch mar got onger Pickel (Pökel) haue (halten); = eine Anregung zum Weitertrinken.

Kall ens gät oangesch (anders), sät Pipesch, du (da) wut hä gemahnt.

Je mier Hoas (Hast), je weneger Spoh.

Wänn de Katte muse, da rauen se net. (Bildlich.)

Wä sech sälv kiettelt, ka loang loache. (Bildlich.)

Hät ös je grötter Léd, äs wat dr Minsch sech sälv | andecht (anthut).

Je doller gebraut, je bäter Ber (Bier). (Bildlich.)

Muck (Schmeichele) dr Gäck, da frett-r got.

Sälv (Salbei) ös got Krut, ävvel hät wäs (wächst) net en allemanns Gade (Gärten). (Bildlich.)

Hä läfft van de Hoank op dr Toank.

Rike Manns Kenger (Kinder) on ärme Manns Hot (Holz) wüed ~~ja~~ au (geschwind) gruet.

Wänn man van dr Düfel kaltt, da kömmt-r.

Wi man deht, esue-et ene geht.

Wä en de Häll (Hölle) ös, mot sech möt dr Düfel befröng (befreunden). *Mit der Wolfenung
wou fröhren.*

Dät ös mech e Völkske, sät Ülespegel, du (da) sprongen öm de Föesch (Frösche) all van de Kar af.

Hät hescht gät en dr Wält te sin, on net getärgt te wäde.

Ech sett (sitze), sätt de Katt, du satt se sech op ene Späckkok.

Hoapduet (Erhoffter Tod) läfft et längs; = Leute, die von ihren Anverwandten wohl tot gewünscht werden, leben meistens lange.

Hät ös gen Hüske (Häuschen), oaff öt hät si Krützke.

Man mot mar net blüe (blöde) sin, sät Ülespegel,
du schniet hä sech dr Kok halv duer.

E bitschen de lat (spät) ös döcks (oft) vüel de lat.

Jiedder Honk ös fräch en sinne Bauht (Hundestall).
(Bildlich.)

Stoand sieve Spilr onger ene Wann, da mot man
dr Wet (Weizen) mar loatte stoahn.

Dät ös esue Soack esue Soatgot; = gleiches Gesindel.

Wat doach de Gewännde (Gewohnheit) net en deht,
sät dr Schnider, du stohl he van sin ege (eigenem)
Dok (Tuch).

Hä hät öt esue dröck, wi de Pann (Pfanne) om
Fasteloavend.

Ossen (Ochsen) on Wihver trække vüer dr Koapp; =
sie sind beide eigensinnig.

Doa häb ech öm dr Loapp gestäke; = da habe
ich ihm Konkurrenz gemacht.

Dä ös net op de Mull gefalle; = der ist nicht zu
blöde zum Sprechen.

Da (dann) müesch (müsste) man doach noach Knöp
op de Oge han. (Bildlich.)

Dä wiet öm wahl sägge, wi loank de Ähle; = der
wird ihn schon belehren.

Dät hät dä geschnoappt für enen Oappel on en Ei;
= billig.

Wä net sien (sehen) wellt, dem batt (nutzt) och ge
Loüchte. (Bildlich.)

Dä flött net wu-r sett (sitzt).

Hät ös ge Wahter so kloar, oaff het müet (trübt)
sech ens.

Kort en deck ös ongeschreck; loank on schmal steht
net wahl; Meddelmoat ös Jongferestoat.

Hät ös nicks bäter en et Jüleckerloank, äs Botter op ene Flakoank. (Fla = Fladen. In der Jülicher Gegend ist bekanntlich der Fladen zu Haus.)

Wä et Klen net aucht (achtet), hät uever et Gruetgen Maucht (Macht).

Liever sieve Moal de Häng (Hände) en dr Drückstäke, äs ens (einmal) oanger Lüts (anderer Leute) Kenger schloan (schlagen).

En gruete Koappel Kenger ös dr Sänge (Segen) en öt Hus, ävvel si haute (halten) ene de Noppe van dr Rock; Sinn: sie machen doch eine teure Haushaltung.

Wänn de Henne net ut-en Räge goahn, dann behaute virr loang schleich Wäer.

Hät ös schwoar (schwer), en Ähster (Elster) et Höppe affdebrenge; Sinn ähnlich wie: Es ist schwer, einen Mohren weiss zu waschen.

Van Zint Petter an ript (reift) et Koare Dag on Noach (Nacht).

Wann öt Chresskenske ös geboare, dann hadde Röbe (Rüben) on Muehre dr Schmahk (Geschmack) verloare.

Zint Tüenes (Anton) mäckt Is (Eis), oaff hä breckt öt.

E wenneg schef (schief) dät joffert got.

Vüel Schreies on wenneg Woll, sät dr Schlöechter, du soat hä op e Värke.

Wä sech de Nas afschnitt, verschengeliect (entstellt) si Gesech (Gesicht).

Öm es de Quent gespronge = Ihm ist der Geduldsfaden zerrissen.

Di ös dr Düfel ut-dr Tornister gespronge, wie-r schlehp (schliep) en dr Enonger. (E. = Mittagsschlaf.) Dieses sagt man von bösen Frauen.

En L . . . (Ungeziefer) kann man wäsche on frenge (wringen), on wehr (wieder) en de Kchs (Kiste) bringe.

Et kann net heter (heisser) wäde, äs (als) koeke (kochen); Sinn: Es kann nicht schlimmer werden als schlimm.

Du bös ene Kär! boaven Ärden (Erde), wänn du op ene Äsel setz; = spassiger Ausdruck für: Du bist ein tüchtiger Kerl.

Dät hält van twälef Uhre bes Meddag; = das hält nicht lange aus.

Dä hätt Konterwitten en ne Koap; = Der ist ein Pfiffikus.

Dät schött dä av, wi dr Honk dr Räege; = ist unverbesserlich.

Dä geht mar gät de Bemp schloan; = er faulenz.

A Boart schloan; = Lärm machen.

Bi son Portiun häb ich gene (keinen) Spellmann nöddeg; = die ist klein ausgefallen.

Hä wuet noach en Fust hüeger äs e Värke (Schwein); = er fühlt sich geschmeichelt.

Dä ös noch net langs Schmetz-Boackes; = der soll den Tag nicht vor dem Abend loben.

Dä lutt (schreit) wi ene Kähtelsbühter (Kesselflicker).

Dä söckt Hoangshoare; = er will krakehlen.

Wä fröch opsteht, kritt enen loange Dag.

Du bös fröch op gewähs; = Du willst zu aufmerksam sein.

Doa wüet ech öm ävvel e Stäckske vüer stähke; = ihn davor bewahren.

Doa häb ech öt afrape modde; = schlecht gehabt.

Dä hät et breht vüer, hä hei (er hätte) et nötter halv oachter (hinten).

Dä ös dur dr Schursoack gegoange; = hat viel durchgemacht.

Du moss mar got de Oge te Poas gäfe; = nur gut zusehen.

Dä liett dr Löpp hoange bis op et öngeschte (unterste) Knopsgaht (Knopfloch).

Hä muesch wier (wieder) dr läste Mann dr Soack ophälpe; == er musste wieder bis zuletzt verbleiben.

Ech mot Poahl haue (halten); == Ich muss ausharren.

Du krigs dr Honk en dr Poatt gesatten; == Du bekommst nichts zu essen.

Du (da) soat ech füber et Noetgare en hehl (hielt); == Da sass ich ratlos da.

Dät woar gene Dove geflött; Sinn: Das brauchte ich ihm nicht zweimal zu sagen.

E Frihdes-Wäer (Wetter am Freitag) ös e Sondes-Wäer; == Wie das Wetter am Freitag ist, so bleibt es mehrere Tage.

Doa ös all loang de Briem (Brombeerstrauch) drüever gewasse; == Das ist schon lange vergessen.

Hä kickt esue bedrövt, wi dr Bock op de Haferkehs (Haferkiste).

Hä geng doach de ssehl; == er wurde laut.

Hä schliept (schläft) wi ne Has en de Küehl (Kohl).

Dät hät och de Moat (Mass) op dr Start; == das reicht nur eben aus.

Bloas mech ens op et Höt (Kopf).

Hä es an't Hoht (Holz) schnie; == er schnarcht.

Där kommt de Frömmes (Frühmesse) dur de Hommes (Hochamt); == Der kommen die Unterkleider unter den Oberkleidern zum Vorschein.

Dä hät sech ene nūe Perng (Wurm) an de Wipp (Angel) gedoahn; == er versucht zum zweiten Male mit einem Mädchen ein Liebesverhältnis anzuknüpfen.

Dät brucks-te net oachter Stöhl on Bänk de stäke; == nicht zu verheimlichen.

Dä ös mar got für gruede Bruer (Brote) klen te make;
== für nichts tauglich.

Dä hät en go Stemm für Renkfleschzupp de äte; ==
eine schlechte Stimme.

Dät ös getroffe, sät dä Jong, du (da) schmiet (warf)
hä si Mohr (Mutter) en Og ut.

Wat hät dä Kähl ene gruede Spielplei! == eine
grosse Glatze.

Dät wät ech dech net op de Nas hoange; ==
nicht sagen.

Dät ös bis op et öngeschte Schap (Regal) gefalle;
== bis auf den Boden.

Hät kann koaste wat et fräte (gefressen) hät; == es
mag kosten soviel es wolle.

Öt ös wier möt dr Vernähmstück erut (heraus);
== sie ist wieder ausgegangen, um Neuigkeiten zu ver-
nehmen.

Wu öt beiert, wüt et Kermess.

Di ös noach net spueckfrei; dieses gilt von einem
Mädchen, das keine Hundert Pfund wiegt.

Dät ös mar gät Ärmot en e Pläckske (Tüchelchen)
gebonge; == das zeugt von Armut.

Hä liet Tüt oaff Bloas mie van sech hüere; == er
lässt nichts mehr von sich hören.

Dä hät gät en de Preuk de broacke; == der ist reich.

Hä tüht (zieht) wier langsam en het Hiet; == er
ist auf der Besserung.

Wänn man ens gät Gots (etwas Gutes) hät, da mot
man et mar behaue (behalten), sät dä Buhr, du hel dä
si Värke fihf Joahr.

Hä ös noach net drüch oachter de Uehre.

Wat dr Koapp net behält, modden de Föt mess-
gälle; == Der Gedankenlose macht viele unnötige Wege.

Dä ös noach net va Mottere Poappkälle (Kochkessel) afgewäst; == Der ist noch gar nicht in der Welt herum gewesen.

Hä hät gen go Kuht enn; == er ist nicht recht gesund.

Wu gene Hästes, doa hölpt och gene Chrestes (H. == Vermögen).

Dä kuesch ävvel „spann ut“ rope; == er schrie ganz erbärmlich.

Doa woar de Mösch ut de Kau (Käfig); == Der Gesuchte war verschwunden.

Dä deht perzis wi ene Honk, däm de Oge opgebroake send; == er benimmt sich sehr rücksichtslos.

Hi wüd sech noach ens ene Bär wenzle; == hier wird es etwas absetzen.

Dä hät Enfüll wi en aut (alt) Boackes; == Der hat wunderliche Einfälle.

Ändlek kömmt Jann en öt Woames; == endlich schickt sich der Faulenzer zur Arbeit an.

Ech loat mech net van däm uever de Nas fahre; == nicht befehlen.

Wänn doa de Pann mar ge Loak en kriegt; == wenn da die notwendigen Mittel nur ausreichen bleiben.

Ene ärme Jüd kann net schachele.

Du moss gene Gäck va Zint Mäte (St. Martin) make; == Du musst es nicht übertreiben.

Däm ös dr Allehn dran; == Der ist gleichgiltig, oder missmutig.

En go Meneng ös so got äs en schlächte Hommes (H. == Hochamt).

Dä kikt sech loangs de Nas af; == er schämte sich.

Dä hät sech bi däm et Hiel angehoange; (H. == Vorrichtung in offenen Kaminen zum Aufhängen der Kochkessel. Sinn: bei jemand in Gunst gesetzt.)

Doa geng öm de Bocks möt Gronkihs (Grundeis);
= er wurde bang.

Dä kann ene gät loangsehn lägge; = er spricht
geistloses Zeug.

Dät sind für däm mar gät Muckertsbihre; (mucken
= schmeicheln; Bihre = Birnen.)

Dä hät en Mull en wi en Oapelstief (O. = Marktweib).

Jiedder Denk hät sin Äng (Ende), mar en Wuesch
(Wurst) hätt-r twie.

Wivertong (Weiberzunge) hät gen Rau (Ruhe) em
Mong (Mund).

Dä kännt nix äs mar gät werke on wofe; = als
arbeiten und wühlen.

Hongs-Nase on Fraulü-Knien sind ömmer kaut (kalt).

Oachter au (alten) Böhm ös got schuhre; = flüchten
vor Regen; bildlich.

Wänn öt schneit en dr Dräck, da frisst öt wi
ne Gäck.

Wänn öt Maria-Sihp mar en Schoapsspuer voll rägent,
da rägent öt noach viettig Dag.

Dät ös doa vüere Phlöpp on oachter Jakob; = die
ganze Sippe taugt nichts.

Hä gof Thal oaff Teke mier van sech; = er rührte
sich nicht mehr.

Dät ös alles e Poatt Naht; N. = Seim; bildlich.

Dät ös mar get Mön-ken-Ärbet; = vergebliche Arbeit.

Dät ös mar gät für dr Prenz gewerkt; = Sinn wie
voriger Satz.

Nu krigs du gen Hoar mier van de Geht (Ziege).

Wu dr Fahsele (Faselschweine) esue vüel sind, doa
ös öt Gespöhl's dönn = Je grösser die Familie, desto
schlechter fällt wohl das Essen aus.

Dät ös alles Hüskes Geweg; = ist knapp gewogen.

Dä löpt esue buff-bas dropahn; = arbeitet unüberlegt.
Wä dr Scha (Schaden) hät, dä brukt für dr Spoatt
net de sörge.

Wä gär danzt, däm ös all gau (leicht) oppgespiellt.

Ene latinsche Buhr ös nix wät; = Jemand, der in
seiner Jugend studiert hat, wird schwerlich ein tüchtiger
Landmann.

Twie häll (harte) Sten mahle sälle got.

Öt hät wi-er en go Wei (Weide) agetroffe; = sie
bleibt lange aus.

Wä öt et bäs kann, stüet (stösst) dr oangere drvan.

Loappmanns on Stöppmanns Hus stohn öt längs;
= Man muss die Kleider länger geflickt als neu tragen.

Mät'sche (März'sche) Sonn on Prell'sche (April'scher)
Wenk verdörvt männeg schuen Kenk.

Dät ös noach dem Bäste beikomme; = Der Aus-
gang der Sache war wider Erwarten befriedigend.

Dät ös ene Tummel on ene Woaschel; = ein Durch-
einander.

Et ös nix ongesonger, äs kroanksin.

De bäste Kroanket ös nix wät.

Wänn alde Dahker (Dächer) an foange de bränne,
da giefft et e gruet Führ; bildlich.

Dä koam esue wät, wi en Goas (Gans) en dr Hie-
mel = ungelegen.

Om dri Künenenge habben de Dag ene Hahneschrei
gelängt.

Wänn et neht schwahet, da bruckt man sech net
de bäre; (bezieht sich auf das Tischgebet).

Et sind net all Kœek (Köche), di Mätser drage; =
Es sind nicht alle Meister, die sich dafür ausgeben.

Nötter (besser) möt dr Soack noa der Mühle, äs
möt et Gäld noa dr Dokter.

En Onglöck ös ge Froannesch (Frauenzimmer),
ongesch (sonst) wüeren-er noach mier wi nu.

Ech sien (sehe) de Lihk (Leiche) all (schon) fahre =
Das Unternehmen wird erfolglos bleiben, oder traurig enden.

Et ös bäter, en Mösch en de Hoank (Hand), äs
tien (zehn) op dr Dakroank (Dachrand).

Dä sett medden en dr Pött (Brunnen), on hät
noach ge Wahter; bildlich.

Däm kann man op ene Wehthop (Weizenhaufen)
sätte, da (dann) wüed dä noach net fätt.

Wänn en Geht (Ziege) net mier weht (weiss), wat
se duen sall, da geht se kapott.

Wä vüer de vietteg fäht, mot no dän Tiht lope.

Jong de Päet (zu Pferde), aut (alt) de Foht (Fuss).

Et es net bäter gegloch (geglaubt), äs versoch (versucht).

Versöke (Versuchen) es et genaueste.

Kenger bät öch, Vatter geht noa Jülleck (Jülich).

On wänn et Pärtsche (Pferdchen) met de Koahle
versenkt.

— Dä hät e gäck Päet gerie (geritten); = der hat
leichtsinnig gehandelt.

Doa woar dr Bock fätt; ähnlich: da waren die
Puppen am tanzen.

Uesen Här goat bewaht quoa e Köh vüer spetze Höere.

Dä geht dr Fullek gät utschödde; = der faulenzet.

Dä geht dr Wöhles gät drihve; = der macht
dummes Zeug.

Dä es esue giftig wi en Päett (Kröte).

Enbeldeng es noach ärger äs drei Dag et Frehse
(F. = Wechselfieber).

Man mot met die Hong jage, die man hät.

Dä hät ene Rämmel (Knüttel) de vüel, on en Schanz
de wenneg (der ist nicht ganz gescheit).

Petter ommesöhs (umsonst) es duct, d. h. heutzutage wird nichts mehr verschenkt.

Riht dech net de Bocks, oder: träre (Trete) dech net op et Hämd = Verrechne dich nicht!

Doa geht et mar ömmer „Pännke-fätt“; Sinn: Dort wird stets gut gekocht und gebraten.

Wehke Vüegel hant wehke Bäcke (Schnäbel); bildlich.

Dät es Poatt wi Däkel; gleiches Gesindel.

Et dohkt (tucht; ein Zeitwort mit dem Sinn des Tuchwerdens) sech, sätt dr Wäever, du sprong hä met bets de Behn, en't Gare.

Du loag de Katt · en't Gare = Da wurde die Sache heikel.

Ävven af met ehn Spohl (Spule); Sinn: Auf die einfachste Weise.

Wu gen Schämde (Schamgefühl) en es, doa geht-r och gen erucht; Sinn: Von einem Menschen, der aller Scham bar ist, muss man nicht erwarten, dass er sich überhaupt noch über sein anstössigss Betragen Rechenschaft gebe.

Wä si (seine) Motter net iet (ehrt), kömmt net wiht (weit).

Minschesenn ös Minscheläve.

Di Ier (Ehre) es doankeswäet.





Gebräuche, Sitten und Sagen der Gegend.

Motto: »Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt, der froh von ihren Thaten, ihrer Grösse den Hörer unterhält.« (Goethe.)

Wer an den aufgeklärten, fast widerwärtig realistisch angelegten Geist der Gegenwart denkt und dann das Auge einmal zurückschweifen lässt über das frühere Volksleben mit seinen mannigfachen schönen Gebräuchen, Gewohnheiten und Sagen, der kann sich der Ueberzeugung wohl nicht verschliessen, dass jene Zeit doch ihre eigenen Reize und gar viele Vorzüge vor der immer mehr ernüchternden Jetztzeit besessen hat. Im Folgenden soll nun der Versuch gemacht werden, den Leser einigermaßen in den frühern Volksgeist der Gegend einzuführen, und bringen wir daher namentlich solche Beiträge, für die im engeren Sinne der an zweiter Stelle genannte Titel unserer Schrift: »Volkstümliches« passen dürfte. Ohne hier dem Urteil der Leser vorgreifen zu wollen, möchten wir behaupten, dass ein jeder, der sich der neuen Geschmacksrichtung noch nicht so ganz angeschlossen, vielmehr sich noch ein warmes, empfängliches Gemüt und einen vorurteilsfreien Sinn für ein herzliches, gesundes Volksleben bewahrt hat, nach Durchsicht unserer Sammlung auch die obige Ansicht mit uns teilen wird. Der Abschnitt versetzt in jenes patriarchalische Zeitalter, das man hier in Ernst, dort aus blosser Ironie als »die gute alte Zeit« bezeichnet. An diesen alten Erbstücken

ist nämlich jene Gegend noch verhältnismässig reich; dem alles nivellirenden neuern Zeitgeiste gegenüber hat ihre grösste Mehrzahl getreu Stand gehalten und sich ungetrübt erhalten, wenn auch eingeräumt werden muss, dass in den letzten Jahrzehnten freilich manche stark in Abnahme kommen und immer vereinzelter werden wollen. Wenigstens die bejahrtern Landleute hangen noch mit grosser Zähigkeit an diesen Altertümern und ist es ihnen durchweg ziemlich gleichgiltig, ob darin auch immer ein Sinn liegt, oder welche Bedeutung ihnen wohl ursprünglich zugrunde gelegen haben mag.

Unser Material über die platten Reime, Sprichwörter u. s. w. stellten wir auf den vorigen Seiten als ein Stück Litteratur der Misch-Mundart hin; die Beschaffenheit der nachstehenden Beiträge berechtigt vielleicht dazu, diesen Abschnitt ein kleines Bild aus dem ehemaligen Kulturleben der Gegend zu nennen. Weil man ja im allgemeinen aus den Sitten und Gebräuchen auf die Gemütsanlage und weiter auf manche geistige Anschauungen eines Volkes schliessen darf, so gewinnen wir durch die Beurteilung des Folgenden auch neue deutliche Belege für besonders hervortretende Charaktereigenschaften jener Bewohner. Allerdings wurde in einigen der voraufgehenden Kapitel ja schon mehrmals Veranlassung genommen, auf Land und Leute des beregten Gebietes einzugehen; mehr und zuverlässigere Anhaltspunkte geben uns hierzu indes die folgenden Beispiele an die Hand.

So lässt vor allem ein grosser Teil aller Gebräuche die Anlage der früheren Bewohner zu einer innigen Religiösität, die sich wieder im besondern in einem starken Gottvertrauen kund gibt, erkennen. Viele der in Übung gebliebenen Gebräuche und Gewohnheiten sind von einem frommen Geiste wohlthuend durchweht und beweisen, dass das

dem Volke z. Z. zu einem Bedürfnis geworden war, irgend eine wichtige Begebenheit, eine Festzeit, ein Familienereignis u. s. w. mit denselben auszustatten. Einige der letztern erinnern sogar unmittelbar an kirchliche Anschauungen oder Gebräuche und sind von den Bewohnern in frühern Zeiten auch auf die gewöhnlichen Lebensverhältnisse übertragen worden. Es darf bei der allgemeinen Wertmessung des volkstümlich Hergebrachten uns nicht so sehr stören, wenn wir da auch noch auf Gebräuche stossen, die von einem gewissen Aberglauben, dem namentlich die ältern Leute stellenweise huldigen, Zeugnis ablegen; sind doch Volksglaube und Volksmund wohl nie von diesem Auswuchs gänzlich frei. Alter und Abstammung der Überlieferungen lassen uns das schon entschuldigen. Wie wir nämlich bei Beurteilung einiger Kinderreigen und Kinderspiele ihre Abkunft von der frühern heidnischen Vorzeit annahmen, so sei hier mit Bezug auf manche der nachstehenden Sitten und Sagen behauptet, dass wir mit noch grösserer Gewissheit in einigen von ihnen auf Reste aus jenem altgermanischen Zeitalter schliessen dürfen. In spätern Jahrhunderten haben sich dieselben dann vielfach mit christlichen Ideen verbunden und sind so zu den heute anzutreffenden seltsamen Gebilden geworden, in welchen sich häufig nur schwer und unsicher das christliche Element von dem heidnischen unterscheiden lässt.

Ausser der Frömmigkeit nennen wir von besonders hervortretenden Eigenschaften der Bewohner, wie sich dieselben in den vielen Gebräuchen ausprägen, noch die biedere treuherzige Sinnesart, die Einfachheit, den tiefen Familiensinn, die grosse Freundesliebe verbunden mit der weitgehendsten Gastfreundschaft, den uneigennützig innigen Verkehr mit den Nachbarn.

Einiges Material — und da denken wir in erster Linie an die alten Sagen, mit welchen der derbe Volksmund die Burg oder Ruine, das geheimnisvolle Haus, den Teich oder Hügel wie mit einem Zauberflor märchenhaft umwoben hat, — verdient seines echt poetischen Charakters wegen unsere ganze Beachtung. Dazu sind manche Sitten und drgl. mit kurzen platten Sprüchen, Knittelversen oder andern stehenden Redensarten verbunden, woher dieses Kapitel gewissermassen zu einer Ergänzung des vorigen wird.

Einen guten Teil der gesamten Beiträge, unter welchen wir ja auch selbstverständlich wieder auswählen mussten, stellte auch hier die Beobachtung des Kindeslebens. Wir setzen gleich einige von diesen hier an die Spitze, indes wollte es uns nicht gelingen, sie alle von den übrigen zu sondern.

Da hat sich der Volksmund an gar manche originale Redensarten gewöhnt, um das Kind vor gewissen Unarten und Gefahren einzuschüchtern. Es muss zugestanden werden, dass man bei Erfindung jener Mittel die lebhafteste Phantasie des Kindes sehr geschickt und nicht erfolglos auszunutzen verstanden hat. Kleine Kinder, die nahe an den Dorfteich herangehen, „tröckt dr Wahtermann met sinne loange Hoak erenn“. Die kleinen Schreihäse kommt überall „Dr Jüd met sinne gruete Soack“ oder „Dr Wohf hoale“ (W. — Wolf). *) Nach einer andern Redensart wird dem ängstlichen Kinde unvernünftiger Weise der Rat gegeben, es möge doch abends

*) Dass gerade der Wolf hierbei genannt wird, darf uns nicht so sehr wundern. Ganz abgesehen davon, dass ja überhaupt in der deutschen Tiersage der böse, gefräßige Wolf stets eine bekannte Rolle spielt, ist hier zu bedenken, dass sich noch heute ältere Leute in der Gegend aus ihrer Jugendzeit erinnern, wie in einigen Gemeinden Kinder von Wölfen geraubt worden sind und man zur Erlegung dieser Bestien sogar grosse Wolfsjagden veranstaltet hat (Bracht).

bei nötigen Ausgängen wohl acht behalten „op dät Dier met di grön Oge“. Eigensinnige Kinder haben unter der Stirnhaut ein böses Würmchen, das ihnen herausgeschnitten wird, falls sie ihren Starrsinn nicht brechen wollen. Erdreistet sich das kleine Kind wohl einmal, vor seinen Eltern die Zunge herauszustrecken oder wollte es Freitags Fleisch essen, so schneidet ihm der Teufel die Zunge ab. Auch soll sich der hässliche Teufel gleich hinter den Spiegel setzen, wenn das Kind Grimassen vor diesem schneidet. Ein naives Mittelchen ist noch bekannt, um den Kleinen das Lügen zu verleiden: Nach irgend einer wichtigen Aussage, die sie gemacht haben, fühlt man sie mit dem Zeigefinger prüfend auf die Nasenspitze und bedeutet ihnen, dass sich hier bei jeder Lüge ein von aussen fühlbares Knötchen bilde. Da die Misch-Mundart wenig Anleitung zum Gebrauch aller Wunschformen gibt, so ist der Knabe leicht geneigt, seine Wünsche an die Eltern in Befehlsätzen auszudrücken. Auf dass er nun seine Unbescheidenheit im Ausdruck für immer ablege, beschämt man ihn nach allen dergleichen Fehlern mit der Bemerkung: „Wets du och, wo »Alla« steht? »Alla« steht henger de Düehr bei dr Bäessem“. Sinn: Weisst du auch, dass du nichts im Hause zu vermelden und stets schön zu bitten hast? Überhaupt darf man die frühere Kindererziehung eine ernste und strenge nennen. Die in den seltensten Fällen an übertriebenem Zartgefühl leidenden Eltern erinnerten das Kind bei jedem Vergehen an die hinter dem Spiegel hervorlugende Rute, machten dann aber unter Umständen von dieser auch gründlich Gebrauch. Noch in vielen Stücken zeigte sich die Strenge der Eltern und sie brachte auch wohl manche schöne Früchte. Wir führen dafür noch Folgendes an. War in früheren Jahren die Dorfjugend noch so eifrig

mit ihren Spielen beschäftigt, dann brachte jedoch der Schall der Abendglocke aller Freude ein jähes Ende; denn mit dem grössten Nachdruck war den Kindern von den Eltern der Satz eingeschärft: „Noa Oaveskloack es nix Düeges (Tugendhaftes) mier op de Stroat“. Das Auseinandergehen wurde höchstens nur dadurch verzögert, dass jedes Kind einem der Mitspielenden „noach en Oavestäck“ (d. i. noch einen leichten Klaps auf die Schulter) geben musste. Den Kopf der Kleinen über die beiden Ohren mit den flachen Händen umfassend, hebt man dieselben vom Boden auf und lässt sie „ens Rueme“ (Rom) oder „Härgöttsche en den Hiemel kike“. Nach dem Kindesglauben ist das Einfangen eines Hasen nur eine Kleinigkeit; man braucht denselben bloss „gät Soat (Salz) op dr Start de lägge“. Um ein Kind zum Berühren der Brennnessel zu bewegen, gibt ihm ein anderes die Versicherung: „Di bränne diese Moant (Monat) net“. (Das Wort M. ist aber hier nicht als Zeitbestimmung, sondern als Objekt zu denken.) Mit einer wichtigen Miene und der Bemerkung: „Ech weht och gät van dech“ (d. i. ich weiss etwas Schlimmes von dir!) suchen sich Kinder gegenseitig in Verlegenheit zu bringen. Lässt sich das also angeredete unbedachtsam zu der Frage: „Wat dann?“ verleiten, so lautet stets der Bescheid: „Du häs Pastuesch Höngke et Stärtsche affgebiete, on häs mar e Stömpke loatte stoahn“. Ein gegebenes wichtiges Versprechen bekräftigen die Kinder einander damit, dass sie mit dem Zeigefinger ein Kreuz in die Hand oder auf die Stirne, oder mit dem Fusse auf den Boden schreiben und dabei sprechen: „Wänn ech det net duen, da well ech op det Krüzke stärke“. Grossen Respekt hat auch die Jugend vor einer anderen Beteuerungsformel. Merkt ein Kind, dass man seiner Aussage nicht so ohne weiteres Glauben

schenken will, dann pflückt es sich flink mit der rechten Hand ein Haar aus, benetzt die Oberseite dieser Hand mit Speichel und fragt nun bedeutungsvoll: „Händschen affläcke? Höerkeñ opräte?“ (Soll wahrscheinlich heissen: Verlangst du, dass ich zur Bekräftigung u. s. w.). Knaben gehen bekanntlich gern kleine Tauschhändel ein und kommt es dabei wohl vor, dass einer den andern zu „befuteln“ sucht. Doch dann hält jenem alsbald der andere das strafende Wort vor: „Dät deht nix, Futeln befengt (oder auch: benuckt) sech“. (F. kommt aus dem Wallonischen und bedeutet hintergehen, betrügen.)

Von besonderen Lieblingsfesten oder -tagen der Jugend führen wir hier nacheinander an: den Neujahrstag, das Osterfest, die Kirmess, den St. Martini- und den St. Niklastag. Wie freut sich da das Kind schon im voraus, dass es am Neujahrstage (mit seinem grossen roten Taschentuche) zu seinem Paten oder seiner Grossmutter gehen darf, um später nach dargebrachtem Glückwunsch mit „Stippeln“ (in anderen Orten „Bukmänn“ genannt) und anderm Backwerk beladen, heimzukehren. Sehnsüchtig wünscht die Jugend auch das Osterfest herbei, weil sie an diesem Tage bei Nachbarn und Verwandten die buntgefärbten „Poascheier“ holen darf. Da „gen Dörbke esue kleñ“ ist, „oaff hät wüet doach ens Kermess dren“, so wird in einer Woche um die Pfingstzeit überall von der jungen Welt mit Spannung der Ankunft der „Tänte“ (Marktbuden) entgegengesehen. Die Freude will fast ihren Höhepunkt erreichen, wenn endlich Samstags „et Flötemännke on de dicke Duhs“ (Pfeifer und dicke Trommel) in Sicht sind.

Einen besondern Reiz haben für die Kinder die Gebräuche, welche sich an den Martinitag anknüpfen. Nachmittags durchziehen in einigen Dörfern die Knaben

die Strassen, um auf den mitgeführten Schubkarren Holz und Stroh für das „Zint Mätesfür“ herbeizuschaffen. Bei diesem Sammeln singen sie dann vor den Häusern:

„Zint Mäte es ene goe Moam,
dä os wahl gät (etwas) gäeve kann;
e Schänzke oaff e Schierke
für dät Zint Mätesfürke“.

Abends das hochaufblodernde Martinifeuer umstehend, singt jung und alt im Chor: „Zint Mäte, Äppel on Päre (Birnen) sind gäte, Bockeskok on Eierkok, dät deht dän ärme Zint Mäte got.“

In andern Orten: „Zint Mäte, Zint Mäte, ech han all loangen Tiht gene Bockeskok on Melk gäte.“

Nach der Heimkehr vom Feuer wird später in allen Familien reichlich Milch mit eingebröckelten Stücken von Buchweizenkuchen als Abendbrot genommen. Bei diesem Mahle ging es früher recht munter her. So wird erzählt, dass man auf einigen Bauernhöfen das Dienstpersonal eine kleine Probe ihrer Esskunst ablegen liess. Wer nämlich noch über den in der Mitte der Stube aufgestellten „Hotstoack“ (der beim Spalten des Brennholzes als Unterlage dienende Holzklotz) springen konnte, durfte noch eine weitere Portion nehmen. In manchen Orten macht an diesem Abend das sogen. „Kokstähle“ Vergnügen; man schleicht sich unbemerkt in bekannte Häuser, um hier aus der Küche von den vielen Kuchen einen wegzunehmen. Solche Diebereien finden häufig auch schon gleich ihre Strafe, da die mitgebrachte Beute wegen der absichtlich hineingebackenen unberufenen Bestandteile als Lappen, Lederstückchen u. a. nicht immer geniessbar ist.

Der liebste Mann der Kinder ist in der Gegend unstrittig der „Zinter Kloas“ (St. Niklas). Beständig wird

die Jugend mit diesem Namen in Schach gehalten, weil am „Kloasoabend“ alle Wünsche des artigen Kindes nach Spielsachen usw., die es im Laufe des Jahres gehabt hat, befriedigt werden, den unartigen Kindern dagegen statt der Geschenke eine Rute in Aussicht steht. Schon in den letzten Wochen vor dem eigentlichen Niklasabend „schmitt (wirft) dr hellege Mann“ abends durch das offenstehende Oberlicht Nüsse und Äpfel in die Schar der singenden oder betenden Kleinen. Ist nun endlich der Abend des 5. Dezembers angekommen, dann stellt die Jugend, soweit diese den „Zinter Kloas noach net kännt“, in der Nähe des Kamines einen Teller oder wohl einen grossen Holzschuh auf, in der Erwartung, denselben nach einer fast schlaflosen Nacht in aller Frühe, gefüllt mit den verschiedensten Gaben, wiederzufinden. Da „Zinter Kloas“ auf einem Esel oder auf einem Schimmel reitet, so vergisst das Kind auch nicht, für die Tiere ein wenig Hafer und Heu bereit zu legen, und sind diese Sachen am andern Morgen denn auch natürlich verschwunden. Auch besucht wohl der hl. Mann an jenem Abend als Bischof und den Teufel an einer Kette mitführend, die Häuser und erkundigt sich im Beisein der Kleinen nach deren Betragen. Geht das Kind zu Bette, so singt es vor dem Einschlafen noch einmal sein:

„Zinter Kloas, hellege Mann,
brenge di klen Kengerkes gät,
loate di gruete lope,
die konne sech gät kope“.

Wohl selbstverständlich ist es, dass dem Volksmund alle unsere modernen, zumteil nichtssagenden Begrüssungs- und Anstandsformeln — es sei hier nur auf die von vielen mit unnachahmbarer, an Lächerlichkeit grenzenden Schneidigkeit gehandhabten leeren Ausdrücke

„Diener“ und „Mahlzeit“ verwiesen — völlig fremd sind. Trifft „Hannes“ seinen Schwager „Friddes“ beim „Half-Älfke“ (Kaffee gegen $\frac{1}{2}$ 11 Uhr morgens) an, so wünscht er ihm sein trautes „Goatt sägen dech an dr Koaffie“; ähnlich sagt man zum Niesenden „Goatt sägen dech“; den im Felde Beschäftigten rufen die Vorübergehenden schon von weitem zu „Goatt hälp öch an dr Ärbed“ und die so Angeredeten antworten in allen drei Fällen „Doank öch“; liegt aber der Ackersmann dem wichtigen Geschäfte der Roggen- oder Weizensaat ob, so lautet der Wunsch des grüssenden Nachbarn: „En glöckleke Soat“! Der Schuster überreicht das Paar neue Stiefel, der Schneider den neuen Anzug mit dem schönen Wunsche „Nu verschlitt et mar möt Gesonkhet“. „Völl Glöcks möt et Värke, nu vertäht et mar möt Gesonkhet“, so lautet sogar der Glückwunsch, wenn man nach dortiger Sitte zum glücklichen Nachbar „op et Värkesblot geht“. Ist nämlich für den kleinen Mann endlich der schöne Tag des Jahres gekommen, an welchem das selbstgemästete Schwein geschlachtet werden soll, so zeigen seine treuen Nachbarn an dieser seiner Freude dadurch den innigsten Anteil, dass sie ihm am Abende des Tages den obigen Glückwunsch persönlich überbringen, um darauf aber auch miteinander in der gemütlichsten Stimmung bei ihm „Värkesblot“ d. i. ein paar Schnäpschen zu trinken. Von alten Leuten hört man wohl noch als eigenartige Bestimmungen der Zeit oder der Entfernung die Ausdrücke: „En Ame loank; e Vater onser loank; en Tiensche wiht“. (T. = Gesetz vom Rosenkranz: der Ausdruck will die Zeit bedeuten, die zum Abbeten eines Gesetzes erforderlich ist.) Daneben treffen wir aber auch die Redensarten an: „En Botram (Butterbrot) wiht; en Pif-schmokes wiht“. Will man dem eintretenden Freunde beibringen,

dass er uns zu selten besucht, so sagt man ihm vorwurfsvoll: „Man kann och wahl boa Palm anlägge“. (Die Palmweihe ist bekanntlich nur einmal im Jahre.) Der Hausvater schneidet nie ein neues Brot an, ohne vorher auf der Unterseite desselben mit dem Messer ein Kreuz beschrieben zu haben, wie der alte Ackersmann das neu besäete Ackerstück nicht verlässt, bevor er auf einer Ecke desselben den Boden in Form eines Kreuzes mit dem Spaten platt geklopft oder ein solches in dem Rasen des vorbeiführenden Weges ausgestochen hat. Wohl jeder Ort hat im Weichbild unter einem mächtigen Hagedorn sein altes „Hagelkrüz“, das bei den Bewohnern in besonders hohen Ehren steht, dessen Vergangenheit der Volksmund auch nicht selten durch Sagen und Legenden recht interessant ausgemalt hat. Bringt man in Erfahrung, dass sich jemand eine Sache leichter und angenehmer vorgestellt hat, als er sie später in Wirklichkeit findet, so belehrt man ihn über diese seine Enttäuschung mit der Bemerkung: „Ija Jong, esue sengen se net, wänn se van Kävele (Kevelaer) komme“. Kommt jemand mit einem Vorhaben zu spät, so kommt er, „wänn et Bok ömgedrage ös“. Sehr häufig sind auch die Redensarten: „hä löpt van Pontius noa Pilatus; dät ös esue sieker wi Ame en de Kerk; dä ös esue ärm wi Job, esue aut (alt) wi Mathusalem; dä kännt nix va Goatt oaff Geboatt, va Kerk oaff Klus“. Wird dem Schreiner bei Abstellung eines Schadens das vorherige Massnehmen zu umständlich, so vollführt er die Arbeit „einfach op et helleg Og“ (Auge). Häufig fließt dem Sprechenden der Zusatz „oaff Goatt welt“ (so Gott will) in die Rede ein und des Namens eines Verstorbenen erwähnt man stets mit dem Worte „selleg“ oder „Goatt gäff öm dr Hiemel“. Einem Schlafenghenden wird auf sein „Goaddé Noach“ (gute

Nacht): „Goatt bewahr dech“ geantwortet. Den auf die Reise gehenden Enkel entlässt der fromme Grossvater mit dem Wunsche: „Nu alla dann, nu komm mar all got met Goatt uever“. Der Bettler dankt dem guten Geber mit „Goatt sall et öch luehne“, worauf dieser erwidert: „Hä hät de Moach“ (Macht). Während eines heftigen Gewitters zündet der Hausvater voll Gottvertrauen „de gesägende Kärz“ an, oder legt ein Teilchen des geweihten „Krutwesch“ in's Feuer. Wenn dann die ersten Regentropfen fallen, dann atmet das geängstigte Herz erleichtert auf, denn jetzt ist „et Wäer gesägent“ (d. h. es thut nicht mehr so leicht Schaden).

Viele, freilich zumteil recht eigenartige Gewohnheiten und Gebräuche finden wir mit den einzelnen Festen und Zeiten verbunden.

Unter Anwendung von List und Überlegung sucht man sich am Neujahrstagsmorgen in den einzelnen Familien „te veroasche“, d. h. man schleicht sich unbemerkt in die Zimmer, oder hält sich hinter Thüren und Schränken verborgen, um die Anwesenden oder Eintretenden mit dem Glückwunsch „Glückselig Neujahr“ zu überraschen. Auch die Nachbarn besuchen sich an diesem Tage und bringen sich ihre Glückwünsche. Eigens zu dem Zwecke gebackene „Joesch-Kökskes“ (Jahres-Küchlein) werden bei der Bewirtung zum besten gegeben. Aber auch die gefährliche Unsitte, in der Neujahrsnacht vor dem Hause der jungen Mädchen aus Pistolen zu schiessen, um so seinen Glückwünschen einen bessern Ausdruck zu geben, ist leider in einigen Orten noch nicht ganz ausgestorben. An irgend einem Tage der ersten Januarwoche wird in manchen Familien „Nüjoasch-Spiel gehaue“ (gehalten). Durch diesen schönen Brauch, bei welchem nämlich die verschiedenen Zweige einer Verwandtschaft in dem Hause

eines festgebenden Teiles zusammengeführt werden, sich hier in der denkbar gemüthlichsten Weise unterhalten und sich freuen, werden die alten Bande der Liebe und Freundschaft immer von neuem befestigt.

Keine Zeit des Jahres bietet unsern Beobachtungen soviel Stoff, wie die Fastnachtstage, weil gerade diese von jeher dazu angethan sind, dem Bedürfnis des Volkes nach allgemeinen Volksbelustigungen in der fruchtbarsten Weise Vorschub zu leisten, sowie manche heidnische Gebräuche und Spiele in ihrem ganzen Charakter aufrecht zu erhalten, oder sogar zur Erfindung ähnlicher Anlass zu geben. Die Strassen durchziehen die Kinder mit ihrem „Fuppelsdöppe“, (wird auch wohl mit dem Klangwort Rubbelsdöppe bezeichnet), das sie sich angefertigt haben, indem sie ein Stück einer Schweinsblase mit einem eingebundenen Riedstäbchen über das offene Ende eines Töpfchens befestigten. Mit diesem primitiven Instrumentchen die Weise des (bereits mitgetheilten) Fastnachtsliedes begleitend, besuchen sie nun die einzelnen Hausthüren, um sich mit Eiern, Wurst, Obst u. dgl. beschenken zu lassen. Am Fastnachtsdienstag ergötzten sich früher die Junggesellen vielerorts mit dem rohen „Goas-“ (Gans) oder „Hahnrihe“ (r. = reiten). Bei diesem Spiele wurde eine lebende Gans an ein quer über die Strasse gespanntes Seil mit den Beinen befestigt und zwar in einer Höhe, dass ein Reiter nur mit Anstrengung mit der Hand bis an den nach unten baumelnden Kopf reichen konnte. Indem dann die in einer Reihe hintereinander aufgestellten Spielteilnehmer einzeln unter dem schreienden Tier wegritten, schnappten sie nach dessen Kopf, um denselben herunterzureissen. Derjenige, dem dieses gelang, wurde als Fastnachtskönig ausgerufen und mit einem Kranze geschmückt, worauf dann eine tüchtige Zecherei

begann. Harmloser Natur war anderorts das ähnliche „Häringsschörge“. Hierbei war die obige Gans durch einen Hering vertreten, unter dem sich die Mitspieler, auf Schubkarren sitzend, wegfahren liessen, während sie mit ihrem Munde den lose schwebenden Preis zu schnappen suchten. Für die erwachsenen Bauernsöhne ist heute noch ein sehr beliebtes Fastnachtsvergnügen das „de Vu jage“. Man reitet dabei vor die Wohnungen der heiratsfähigen Mädchen und lässt sich von diesen ein langes farbiges Band an den Halfter des Pferdes binden. Auch ist ein auf diese Belustigung passendes Lied bekannt, welches heisst:

„Wänn et Fasteloavend ös,
da jage vierr de Vu,
Eier, Eier en dä Koarv,
Läverwuesch dertu.
Wänn mi Söster traue geht,
wä soall mi Schwoager wäde?
Jongfer loat os net lang stoahn,
vierr modde en Hüske wier goahn.“

Die Fastnachtstage heissen allgemein „de Vu-Dag“ (V. = Gäck). Mit viel Ceremonien versehen war ein Fastnachtsspiel, das „de Bretz opsage“ hiess. In die buntscheckigsten Fastnachtsanzüge gekleidet, thaten sich die Junggesellen einer grössern Nachbarschaft zusammen, durchzogen unter den Klängen einer Musikkapelle den Ort, um endlich auf einem geeigneten Platze, Markt oder Spielplatz, Halt zu machen. Die Hauptperson im Zuge bildete der sogen. „Bretzenmester“, der beständig im Takte der Musik sein Attribut, eine lange Pritsche, schwang, sowie die zierlichsten Bewegungen und Sprünge ausführte. In der Mitte des Platzes machte man Halt und die ganze Gesellschaft grupperte sich entblösten Hauptes rund um

den „Bretzenmester“. Irgend einem Mitglied, das sich gegen eine Regel oder die Zugordnung verfehlt hatte, wurde dann „de Bretz opgesoat“. Der Delinquent musste sich mit der Brust über einen bereitstehenden Stuhl legen und begann der Anführer hierauf sein vielstrophiges Lied zu singen, wobei er die Pritsche fleissig im Takte auf dem Rücken seines Opfers herumtanzen liess. Die Endverse der Strophen wurden vom Chore wiederholt. Erlaubte sich jemand, während der langen Handlung den Hut auf den Kopf zu setzen, so war das Grund genug, dass er von den aufmerkenden „Peiasse“ ergriffen und der ganze Hergang nun auch an ihm wiederholt wurde. Am Abende des Tages ergötzte sich die Gesellschaft bei einer flotten Tanzmusik, zu der zunächst die Mädchen, welche morgens die Pritsche des Zugoberhauptes mit schönen Bändern geschmückt hatten, hingeführt wurden. Von dem bei dem Spiel gesungenen Liede wollen wir aus guten Gründen nur den Anfang hierhinsetzen:

„Mar (nur) all herbei, mar all herbei,
all, di noach Jonggesälle sind,
Vierr habbe hei ene söng'ge (sündigen) Moann,
dä hät sin Sak net got gedoahn“ usw. usw.

In den letzten Jahrzehnten haben sich in der Gegend die sogen. närrischen Sitzungen als Fastnachtsspiele allmählich eingelebt. Bemerkenswert ist wohl, dass viele bei dieser Gelegenheit gehaltene Vorträge sowie die meist in gebundener Rede durch die kleinern Lokalblätter gebrachten Bekanntmachungen für die bezüglichen Tage und Veranstaltungen meistens in platter Sprache abgefasst sind, gewiss wieder ein Zeichen, dass das Volk seine Mundart nicht entbehren kann, wenn es heisst, einmal so recht gemächlich zu werden. Es fühlt sich beengt und gefesselt in seinem Sprechen und Treiben, solange es sich des

Hochdeutschen bedienen muss. Es meint sogar, mit dem Übergange zu seiner gewohnten Mundart falle manches weg, was ihm vorher noch als Schranke des Schicklichen und Erlaubten galt. Daher liebt man es denn auch, die in einem Orte zu Tage getretenen Misstände oder manche allgemein interessierende Vorkommnisse in den Wochenblättern in platter Sprache und zwar in Form eines Zwiegespräches à la Schulz und Müller in satirisch-ironischer Weise zu behandeln. Auch Name oder Motto der sich bildenden Fastnachtsgesellschaften sind fast immer dem Plattdeutschen entnommen und hierzu besonders originelle Ausdrücke oder vielbeliebte Schlagwörter gewählt. Als solche Bezeichnungen fungiren z. B. „Knub; Flögg op; Üll; Hoal Poal“ u. a. Die erwähnten Bekanntmachungen in gebundener Rede bilden in ihrer Beschaffenheit die besten Zeugnisse dafür, dass sich die klobige, ungelinkige und breitspurige Dialektsprache schlecht zur Dichtersprache eignen will. Eine von jedermann zu verwerfende Sitte brachte früher mancherorts die Wiederkehr der Fastnachts-tage durch den gleichzeitigen Beginn des sogen. „Geloag-spiel“. Die Wirte und einige Stammgäste hildeten in den Tagen eine engere Gesellschaft und versammelten sich sodann allabendlich während der ganzen Fastenzeit, jedoch jedesmal in einem andern Lokal. Dem Geiste und dem Ernste der Fastenzeit wurde leider durch das Verzehren grosser Quantitäten Eier, Heringe usw. in diesen Versammlungen allzuwenig Rechnung getragen. Nach dem Glauben und einem allgemeinen Ausdruck der Kinder kann an den drei letzten Chartagen in den Kirchen nicht geläutet werden, denn „da sind die Kloacke noa Ruem (Rom) Poapp äte“. Am Gründonnerstag wird heute noch in manchen Familien der Gegend „Kort-Mos“ (Kurzes Gemüse) oder „Korten-Henxt“ gegessen, nämlich eine

Suppe, in der nach alter Überlieferung sieben (nach andern neun oder wohl gar zwölf) verschiedene Arten Grün aus Garten, Feld und Wiese, wie Kohl, Sellerie, Klee, Roggen, Gras usw. zusammengekocht werden müssen. „Frühss en de Charfrideg-Noach“ (F. = Frost) kann nach dem Volksglauben den Pflanzen nichts anhaben; ebenfalls sind dann alle noch etwa folgenden Nachtfröste nicht schädlich. Gegen Ostern kamen nach dem frühern Ausdruck die „Eierdösch“ (wörtlich Eierdrescher), d. h. es stellten sich die Haushälterin des Ortpfarrers und der Küster ein, um in jedem Hause eine bestimmte Anzahl Eier abzuholen. Eine grosse Hochachtung und Ehrfurcht legten die Alten vor den hohen kirchlichen Festen an den Tag. Es beweist uns dieses schon die Thatsache, dass man dort bis vor ungefähr 25 Jahren am ersten Tage der Hauptfeste Ostern, Pfingsten und Weihnachten das geräuschvolle Wirtshaus gänzlich mied, den Nachmittag und Abend vielmehr in stiller Zurückgezogenheit im Kreise seiner Angehörigen verbrachte. Dagegen war der sich anschliessende zweite Feiertag für den Besuch der Verwandten bestimmt, um nicht mit diesen „ganz ut de Kännes (Kenntnis) de wasse“. Im Gefühle der frühern Bewohner lag auch wohl, die wenigen Neuanschaffungen an Kleidern, wie sie die einfache Lebensweise jener Zeit erforderte, meistens mit Ostern zu machen, weil man nur höchst ungern den bekannten Satz auf sich anwenden liess: „Wä möt Poasche (Ostern) nix Nühts (Neues) anhätt, (wenn er zur Kirche kommt,) dä mot dr Köhster kremmere“ (tragen). Für den hohen Ostertag stand ferner fest, so frühe zur Ruhe zu gehen, dass man vom Bette aus ohne Lampe „de Streue tälle“ konnte (St. = Balken an der Decke). Um die Christnacht vor den andern Nächten auszuzeichnen, besteht heute noch die

sinnreiche Gewohnheit, selbst in der ärmsten Hütte bis zum Morgen ein Licht brennen zu lassen. Voll frommen Gottvertrauens wenden sich in dieser Nacht, als der Zeit der Geburt des Gottmenschen, die Herzen der jungen Eheleute im inbrünstigen Gebete zum Himmel, um Glück und Segen für gewisse schwere Angelegenheiten zu erflehen. Auch die allverbreitete Sitte, an den frohen Ostertagen Eier bunt zu färben und Erwachsene und Kinder damit zu beschenken, ist ja noch daselbst allenthalben anzutreffen. (Wir sahen dieses bereits früher.) In manchen Orten sind sogar die Wirte durch einen Brauch gehalten, am zweiten Osterabende jedem Gaste zwei Oster Eier unentgeltlich zu verabreichen. Am Ostermontage geht auch für die Junggesellen „de Jagd op“. Dieser Ausdruck will sagen, dass die jungen Burschen mit dem Tage wieder an den Sonntagabenden die jungen Mädchen besuchen dürfen, nachdem sie diese Gänge während der ersten Fastenzeit als unpassend eingestellt hatten. Kein Landmann unterlässt es, am weissen Sonntage jedes besäete oder bepflanzte Ackerstück mit einem kleinen Palmwedel, nämlich einem Zweiglein aus dem am Palmsonntage in der Kirche geweihten „Palmwesch“, zu versehen; ähnlich steckt er kleine Sträusschen in den einzelnen Zimmern und Ställen auf.

Weil es im Volksmund auch heisst „der ieschte Prellscheckt-em (man) Gäcke wu man wellt“, so sucht man sich an diesem Tage in Freundeskreisen durch allerlei Spässe und Kniffe gegenseitig hinter's Licht zu führen. Dabei lässt man in der Regel die Jugend mit dem Auftrag hereinfallen, bei irgend einem bezeichneten Nachbarn „e Ponk wette Oulekssoat“ (ein Pfund weissen Zwiebeln; — dieser existiert überhaupt nicht.) oder „en Ähle Möckefätt“ zu holen. Kinder geben ihre Freude

über das Gelingen eines April-Scherzes noch in dem Neckreim kund: „Prellgäck — Mösche . . . — Gät (etwas) wihsß gemäck“.

Abends vor dem 1. Mai errichten gern die Jungesellen einer Honschaft den gesamten jungen Mädchen ihres Bezirkes einen hohen „Maibom“, den sie vorher mit Kränzen, Fähnchen und Sprüchen recht bunt verziert haben. Auf einem fanden wir den Spruch:

„En dies schuen Mainauch
Häbbe vierr an die N. N.-Mädsches gedauch,
On önnne diese schuene Mai brauch“ (gebracht).

Viel Müh' und Fleiss verwenden in manchen Orten die Schulknaben darauf, um in den Tagen vor dem Maria Himmelfahrtsfeste doch ja die zwölferlei Blumen und Kräuter, die nach altem Herkommen in den „Krutwesch“ gehören, aufzufinden. (Über die Verwendung dieses geweihten „Krutwesch“ war bereits die Rede.) Die Mitte des Weihbüschels nahmen „Blex-Blome“ (Blitz-Blumen = Sumpf-Schafgarbe *achilea ptarmica*) und „Hommele-Tüer“ (Hommel = Donner; H.-T. = Teufelsabbiss *Succisa pratensis*) ein und dürfen diese Blumen auf keinen Fall fehlen.

Noch an manche andere Kräuter oder Blumen knüpft der Volksmund an, weiss von ihnen bestimmte Heilkräfte, erzählt von ihnen die wunderlichsten Zaubersagen oder legt ihnen sogar mythische Bedeutung bei.

Eines Festes, das in der Gegend wohl am meisten Anspruch auf die Bezeichnung eines allgemeinen Volksfestes machen kann, soll hier noch im besondern gedacht sein; nämlich der „Kermess“ oder des Schützenfestes (im westlichern Teile auch „Prunk“ und im Volksmund „Bronk“ genannt). In den einzelnen Ortschaften trifft man in der Regel mehrere Schützengilden oder „Schötte-

reien“ an, deren Bestehen wohl aus frühern Einrichtungen gewisser Bürgerwehren, wie aus der Vorliebe des Volkes zu manchen Leibesübungen zu erklären ist. An einem der eigentlichen Kirmess voraufgegangenen Sonntage wird von der Bruderschaft „der Königsvogel“ geschossen. Weil es auch vorkommt, dass die Gesellschaft aus Rücksichten in einem Jahre ihre Festlichkeiten ausfallen lässt, so berät man an einem bestimmten Sonntage, dem „Stemmdag“, über diese wichtige Frage. Während der Verhandlungen steht auf einem Tische mit Kreide ein grosser Vogel gezeichnet, und wer gegen Schluss der Sitzung diese Figur „utwescht“, bindet sich dadurch vor der ganzen Versammlung, den oft mit grossen Kosten verknüpften Posten des Schützenkönigs zu übernehmen und Sorge dafür zu tragen, dass später der eigentliche Königsvogel auch wirklich von der Stange herunterkommt. Die seitens jener Bruderschaften an den Kirmestagen mit grossem Pomp in Scene gesetzten öffentlichen Aufzüge tragen viel zur Hebung und Belebung des Festes bei; auch wird nie unterlassen, vor den bekränzten Wohnungen der Chargierten des Zuges, sowie der geistlichen und weltlichen Ortsbehörden besondere Paraden zu veranstalten.

Für viele Bewohner der Gegend ist ein wichtiger Tag der „Zinter-Andrehssdag“ (St. Andreastag). Die alte Sitte, dass an diesem Tage die Hofpächter an den Fronhof den Lehnzins ablieferten und dafür hier an dem grossen „Dries-Essen“ teilnahmen, hat sich noch insofern erhalten, als noch heute dieser Tag bei den Ackersleuten meistens als Termin zur Abtragung der Landpacht oder der Kapitalzinsen gilt. „Met Zint-Remehss (St. Remigius) ös Kneich on Mad Prehs“ (Preis), d. h. an diesem Tage findet in der Regel der Wechsel des Dienstpersonales statt. Damit der neue Knecht und die Magd „och Düecht

duen sall“, (damit dieselben gut einschlagen) oder nicht vor Schluss des Jahres den Dienst verlassen, wurden dieselben nach früherem Brauch bei ihrem Eintritte in den Dienst „gehielt“. Es wurde ihnen bei dieser Ceremonie das „Hiel“ dreimal über den Kopf geschwungen. — „Et Hiel“ war ein drehbarer hölzerner Arm an der Decke des Wohnzimmers zum Aufnehmen der kleinen Hängelampen; auch bezeichnete man mit diesem Worte eine verschiebbare eiserne Vorrichtung im breiten „Schoarmoantel“ der Küche, an welchem die Kochkessel über dem Herdfeuer aufgehängt werden konnten.

Eine ähnliche Ceremonie wie mit den Dienstboten nahm man auch mit der einziehenden neuen Gutsherrin vor; diese wurde „dreimoal om et Hiel gelett“ (geführt). Haben im Hause die Dienstboten „Hushiet“ (Haushirt), d. h. ist die Herrschaft verweist, so können erstere den Spass sich schwer versagen „dr Bäessem ut de stäcke“; im Fenster des ersten Stockwerkes bleibt alsdann während des ganzen Tages ein Besen, gleich einer Fahne, zur Schau ausgesteckt. Wehe dem, der die beschäftigte Waschfrau mit der Frage „An 't drüch (trocken) wäsche“? zu foppen sich erlaubt. Ohne alle Rücksichten schleudert die Gekränkte nämlich dem Spötter das erste beste nasse Wäschestück in's Gesicht, oder bewirft unbarmherzig den Flihenden solange mit Wasser, als sie denselben nur erreichen kann. Mit einem förmlichen Wetteifer unternahmen früher die erwachsenen Töchter oder die Dienstboten der Bauernhäuser an den Samstagnachmittagen auf irgend einem naheliegenden Rasenplatze das Scheuern der vielen kupfernen und zinnernen Kessel, Teller, Lampen u. drgl. Bei dieser Thätigkeit feuerte sie nämlich stets der allbekannte Vers an: „Schuer ech net, da blenkt et net, da kommen och morgde de Frier (Freier) net“. An

dem folgenden Sonntagabend prangten alle jene Geschirre auf dem grossen Wandgesims der Küche und hatten hier stets den hervorragendsten Platz, um so durch ihre grosse Anzahl und ihr Glänzen jedem Eintretenden gleich auf zu fallen. Für den Sonntagabend war das „Stihf-Rihs“ (dicker Reisbrei) zum allgemeinen Abendbrot geworden.

In der Zeit, als der Flachsbaum noch in der Gegend in Blüte stand, kehrte mit dem Winter auch alljährlich das beliebte „Spönn-op-hauc“ (Spinnhalten) wieder. Die Mädchen einer Nachbarschaft versammelten sich abends bei einer ihrer Freundinnen zum Spinnen, einige Stunden später erschienen auch die Junggesellen als „Haspeler“; der Schluss des Ganzen war gar häufig ein auf den Holzschuhen oder Strümpfen ausgeführtes Tänzchen. Bei diesen ihren Tänzen hielten es die Alten für eine besondere Kunst und Ehre, wenn sie „got dr Flecker schloan“ konnten, wenn sie nämlich als Beweis für ihre Behendigkeit zwischen den einzelnen Tanzbewegungen noch gewisse Schnörkel geschickt einzuflechten verstanden.

Als „Spönnled“ fanden wir folgendes:

„Ues Mad, di hät e Mötzke öm,
dät ös esue ganz bestoave,
wänn Oaves ävvel dä Freier kömmt,
da schmitt si-et en dän Oave“.

Man buk auch für jene Abende (und zwar im eigenen grossen Backofen) noch besondere Brötchen, die „Spönn-Wäcke“, welche nach der Arbeit bei einer „Piif-AB“ verzehrt wurden. (Dieser Tabak, mit der Nummer AB versehen und aus der Fabrik von A. Bönninger in Duisburg kommend, wird nämlich von sehr vielen Landleuten der Gegend geraucht und jedem andern Fabrikat vorgezogen.) Anlass für ähnliche Zusammenkünfte zum Zwecke nachbarlicher Hilfeleistung bot das Einmachen des Rüb-

stiels, des Kappus und der Stangenbohnen. Kaum sind einige Jahrzehnte seit der Zeit verflossen, als kein Landmann das Mittel unangewandt liess, seinen Hund vor der schrecklichen Krankheit der Tollwut zu sichern. Man brannte die Tiere in ihrer Jugend auf dem Kopfe mit einem sogen. Hubertusschlüssel. Wurde später ein solcher Hund von einem „roaseggen“ (wütenden) gebissen, so verendete er vor dem Ausbruch der eigentlichen Krankheit, nämlich vor dem 9. Tage. Die Hunde mit den grossen Klauen („Hubertus-Klaue“) an den Hinterfüssen sind im Volksglauben überhaupt vor jener schlimmen Krankheit gefeit.

Seltener und ungleich wichtiger war bei den Alten der Neubau eines Hauses. Letztern finden wir daher mit mancherlei Bräuchen verknüpft. Die erste officielle Formel war „et Lägge van dr ieschte Stehn“. Dieses besorgte der Bauherr oder der künftige Eigentümer des Hauses; hierbei wurden die Maurermeister immer mit einem guten Trinkgeld bedacht. Für Arbeiter und Nachbarn brachte der „Rechtdag“ (der Tag, an welchem der Dachstuhl aufgestellt wurde) viel Freude. Morgens besuchten sie alle nebst der Familie des Hauseigentümers den Gottesdienst. Mittags war „Kermess“ und gab's ein reichliches Freudenmahl. Hierauf begann man wieder fleissig die Arbeit und bald winkte vom obersten Balken der bunt verzierte „Mai“ herunter, den der erste Zimmergesell gegen ein gutes Trinkgeld aufgesteckt hatte. Hierauf hielt einer der Arbeiter an alle Anwesenden eine längere humoristische „Prädeg“, meistens in platter Sprache. Nach dem Bezuge des Hauses, das vorher mit einem schönen Kranze oder Spruche an der Eingangsthür verziert worden, musste der Eigentümer „dr Enntüeg gäfe“, nämlich die 2 bis 3 beiderseitigen bzw. nächsten Nach-

barn mit „Koaffie on Korenthe-Meck“ bewirten. (Eine solche Kaffeervisite wird in der Gegend bei allen wichtigern Anlässen zum besten gegeben.) Wie gerade beim Bauen ihrer Häuser die Vorfahren ihren frommen Sinn und ihr Gottvertrauen an den Tag legten, dafür sind manche Reime, wie man sie nicht selten über der Hauptthür alter Bauernhäuser in starke Eichenbalken eingemeisselt findet, wohl der beste Ausdruck. So sahen wir folgenden Spruch mehrere Male (wenn auch in stark abweichender Orthographie):

Dies Haus steht in Gottes Hand,
Er behüte es vor Pest und Brand,
Er gebe seinen Segen
Uns auf allen Wegen!
Gelobt sei Jesus Christus. Anno

Freundlich grüsst in den Dörfern heute noch vom Schornstein eines neuen Häuschens den Vorübergehenden ein mit einem roten Band umwundenes Palmsträusschen. Ein solches vertritt über der Thür der alten Dorfschenke auch vielfach die Stelle eines Schildes. (Der „Palm“ oder Buchsbaum hat sich bei jenen Bewohnern einer besondern Beliebtheit zu erfreuen und wird zu ähnlichen Zwecken fast ausschliesslich verwandt.)

Wo uns nun aber ein Volksleben dieses bunte, anmutige Bild der verschiedenen Sitten und Gewohnheiten bietet, wo kaum ein bedeutenderes Ereignis gekannt ist, bei dem nicht ein jeder irgend einem alten Herkommen gerecht werden will, da ist eine reichere Ausstattung aller Hauptbegebenheiten im Leben des Einzelnen wie überhaupt im Familienleben, als Kindtaufen, Hochzeiten, Begräbnisse eigentlich wohl eine selbstverständliche Sache. Wir wollen nun im Folgenden uns einige der Gebräuche

ansehen, denen jene Bewohner bei den eben genannten Festen Genüge zu leisten pflegen.

Gleich nach der Geburt eines Kindes werden die Frauen der nächsten Nachbarschaft zu einem guten Kaffee eingeladen; diese Einladung hat der beglückte Vater selbst zu machen. Die Nachbarfrauen begleiten auch das Kind mit zur Taufe. Vielerorts ist es weiter Brauch, dass die ganze Gesellschaft nach dem kirchlichen Akt in einer der Kirche nahe gelegenen Wirtschaft einen reichlichen Kaffee zu sich nimmt. Gewöhnlich bleibt es bei dieser Bewirtung nicht; vielmehr lassen „Kompeier“ und „Kompiesche“ (Pate und Patin) in ihrer gehobenen Stimmung hinterher Bier oder Wein auftischen. Die Freudeswogen müssen hierbei manchmal recht hoch gegangen sein, da Fälle genannt werden, wo man beim Heimgehen den Täufling mit andern verwechselt, denselben vergessen oder unterwegs verloren haben soll (?). Während der Kindtauffeierlichkeiten im Hause müssen sich „Kompeier on Kompiesche op et bonkte Kösse sätte“, was bedeutet, dass sie die hervorragenden Plätze in der Gesellschaft, nämlich auf zwei mit Kissen belegten Stühlen, einzunehmen haben. Auch wird den Beiden vor Aufhebung der Tafel von der „Wihssfrau“ (Hebamme) einmal der Täufling dargereicht und zwar zu dem Zwecke, denselben „ens de pöngel“ (sich davon zu überzeugen, wie schwer das Kind wohl sei; Pöngel = Schnellwage). Als Lohn für dieses Bemühen findet die Hebamme nachher beim Wegnehmen der Kissen unter jedem derselben ein für sie bestimmtes Trinkgeld. In manchen Orten ist heute noch der Gebrauch in Übung, dass 10 bis 14 Tage nach der Geburt eines Kindes Pate und Patin von der Mutter „op de Waht“ (Kaffeevisite) eingeladen werden; die Geladenen müssen jedoch alsdann jeder entweder einen blanken

Thaler oder „ene fine Platz“ (feines, kreisrundes Weissbrot) für den Täufling mitbringen. Ging die „Kroamfrau (Wöchnerin) ter Kerke“, d. h. machte dieselbe den üblichen Kirchgang, so führte sie in früherer Zeit an einer Hand ein grosses mit Pfefferkuchenstückchen gespicktes Tuch mit, um dem „Möhn schmiht ens“ (Tante wirf einmal!) der ihr begegnenden Kinder nachkommen zu können. Ähnlich wurden auch die Nachbarfrauen, welche sich der Wöchnerin angeschlossen hatten, nach der langen Kaffee-Sitzung mit grössern Stücken Pfefferkuchen beschenkt; in ein jedes Stück war vorher sorgfältig eine kleine Münze hineingeschoben worden, die zu Opferzwecken verwandt werden musste. Das Brautpaar, das den Gang zum Standesamte macht, geht in jenem Volksmunde „noa de Wiem“. Dem Junggesellen, der sich z. Z. auch ernstlich um die Hand der Braut beworben hat, wird in der Nacht vor der ersten kirchlichen Verkündigung des Brautpaares von der Nachbarschaft ein schwerer, manchmal mehrere Centner wiegender Stein in aller Stille vor das Haus gebracht und dieser dann mit einem Kranze oder einem satirischen Spruche geziert. Am folgenden Mittag versammeln sich alle Freunde der Brautleute in deren Wohnung, um hier „de Letsch de fihre“, nämlich, um zu gratulieren und, was die Hauptsache sein dürfte, um die bei dieser Gelegenheit in umfassender Weise sich äussernde Gastfreundschaft der beiden Gefeierten einmal recht auszunutzen. Einige Tage vor der Hochzeit eines begüterten Bauernmädchens wurde „dr Tüeg“ (das Mobilar) in das Haus des Bräutigams gebracht. Hierbei nahm auf der ersten Fuhre die Braut Platz, eine grosse, selbstbearbeitete Welle Butter auf dem Schosse haltend. Es dürfte ebenso bezeichnend für den gesunden wirtschaftlichen Sinn der Vorfahren als beschämend für die heutigen Zeitverhältnisse

sein, wenn wir hier darauf aufmerksam machen, dass bei der Aussteuer der Braut mehrere Ballen Leinen aus selbstgesponnenem Garne oder ein entsprechendes Quantum Flachs neben einem Spinnrad nie fehlten. Am Ende dieses Zuges ging eine schöne Kuh, welche sich der Bräutigam aus dem Stalle seines neuen Schwiegervaters hatte auswählen dürfen. Zu der kirchlichen Trauung sah das Dorf die Braut auch zum erstenmale in der „Falje“. (Diese war ein grosses, fast bis zum Boden reichendes Kopftuch aus schwarzer Seide oder anderm schwarzen Zeug und galt, wie noch heute in Holland und Flandern, als ein besonders feierliches Kleidungsstück für Frauen.) Dem Brautpaar wird auf seinem Gange oder seiner Fahrt zur Kirche mit einem Seil der Weg versperrt, um dasselbe so zur Zahlung eines Trinkgeldes zu zwingen; in frühern Zeiten musste sogar der Bräutigam kleine Geldstücke unter die am Wege aufgestellte Dorfjugend werfen. Wenn am Hochzeitstage die zur Feier geladenen jungen Mädchen mit den jungen Burschen Arm in Arm die Strassen durchziehen, so fordert es die Sitte, dass erstere möglichst „häll kriehe“ (krähen). Selbst das leidige Schiessen aus Pistolen können manche trotz der zahlreichen dadurch herbeigeführten Unglücksfälle bei jener Festlichkeit noch nicht unterlassen. Den Nachbarn müssen die Neuvermählten „Häffgäld gäfe“, d. h. dieselben an einem Abend mit Bier und einem Butterbrot bewirten. Um die jungen Eheleute schon auf die vielen Sorgen, welche mit dem Eintritt in den Ehestand verbunden sind, aufmerksam zu machen, wird ihnen von ältern Standesgenossen der Satz vorgehalten: „Ija Jong, nu moss du möt an di loang Heik (Hecke) haue“.

Sehen die Verwandten eines Schwerkranken, dass es mit diesem zu Ende gehen will, so werden unverzüglich

„de Noaber gerope“ (N. = Nachbar). Am Abende des Tages, an welchem jemand in der Nachbarschaft gestorben ist, versammeln sich die Nachbarn in dem Sterbehaue, „öm te wesche“. Diese Zusammenkunft bezweckt die Verteilung der verschiedenen mit dem Begräbnisse verbundenen „Nachbardienste“ auf die einzelnen Familien oder Personen der Nachbarschaft. Den Namen hat sicherlich die dabei übliche Sitte hergegeben, durch die man denjenigen ausfindig macht, der „de Lihk beschwäre mot goahn“, der nämlich den lästigsten aller Dienste, die Benachrichtigung der auswärts wohnenden Verwandten des Verstorbenen über den Tag des Begräbnisses, übernehmen muss. Auf eine Tafel (oder ein Brettchen) werden so viele Striche gemacht, als Groschen von der Gesellschaft für die Übernahme des Postens vergütet werden sollen und geht die Tafel hierauf im Kreise herum. Derjenige, der weniger Vergütung beansprucht, putzt („wescht“) entsprechend viele Striche weg, und lässt die Tafel wieder weiter gehen, bis zuletzt niemand mehr „wesche“ will. Wer zuletzt geputzt hat, hat die Einladungen zu machen. In einigen Ortschaften besteht auch noch die Sitte, dass in den 3 Nächten bis zum Begräbnistage eines Verstorbenen in dem Hause von einigen Nachbarn Wache gehalten („gewackt“) wird. Zu der eigentlichen Begräbnisfeierlichkeit hatten sich z. Z. die Frauen aus der nächsten Verwandtschaft alle mit der „Falje“ versehen und sich ev. eine solche bei einer vermögendem Freundin geborgt. Man hielt es nämlich für eine grosse Beschämung und ein öffentliches Armutszeugnis, wenn hinter dem Sarge die angemessene Anzahl in diese Tracht gekleideter Leidtragenden fehlte. Entsprechend den Faljen bei den Frauen waren lange faltige Mäntel und „ene Stiekhot“ (dreieckiger Hut) die offizielle Trauertracht für die Männer;

für den „dröve Moann“ (d. i. der unmittelbar hinter der Bahre Gehende) waren diese Kleidungsstücke selbst bei den ärmsten Leuten unerlässlich. Der Ausdruck „dröve Moann“ hat sich mánderorts noch bis heute erhalten. Nach beendigter kirchlicher Feier gibt nämlich einer aus der Gesellschaft allen Teilnehmern die Weisung, in das frühere Haus des Verstorbenen zu gehen mit dem ständigen Ausdruck: „Nu folgt all dr dröve Moann en et Stävhus“. Die Bewohner der Honschaften verfehlen nie, auf der Heimkehr vom Begrábnisse die kleinen Strohwellen, welche vorher dem Sarge als Unterlage gedient haben, zum nächsten Kreuzwege zu bringen, um sie hier an der Böschung, dem Auge des Vorübergehenden sichtbar, in Kreuzesform niederzulegen. Eine jede Honschaft, nicht selten ein einzelner Bauernhof, hatte einen eigenen „alde Kerkwäg“, über den bei Begrábnissen die Leiche unbedingt gefahren werden musste, und sollte auch längst in der Nähe ein besserer und kürzerer Weg entstanden sein. Wenn das sogen. „Lihkäte“ (Leichen-Essen) beendet war, so verlangte es das Herkommen, dass den Männern in zinnernen Tellern Tabak vorgesetzt und einem jeden eine neue irdene Pfeife zur Verfügung gestellt wurde. Die Schulkinder beschenkten die Hinterbliebenen eines reichen Verstorbenen an dessen Begrábnistage mit „Lihk-stute“ (grössere Brötchen).

Man gewahrt unter den verschiedenen alten Gebräuchen usw. ferner auch einige, die in ihrer Veranlassung und den nähern Umständen unbedingt zu der Annahme berechtigen, dass sie eine Art Volksjustiz bilden wollen, um durch sie gewisse Vorkommnisse, die das religiöse oder sittliche Gefühl wie überhaupt das allgemeine Rechtsbewusstsein des Volkes verletzt hatten, zu ahnden. Nach unsern heutigen Rechtsanschauungen oder

bei der jetzigen Handhabung aller polizeilichen Kontrolle muss uns freilich eine solche unmittelbare Ausübung des Richteramtes durch das Volk stellenweise etwas derb, verletzend und unberufen vorkommen. Doch ist dieser Ansicht entgegenzuhalten, dass ja so manche alte Verhältnisse, die uns auf den ersten Augenblick der in ihnen liegenden Härte wegen nicht so recht zusagen wollen, schon bald ganz anders erscheinen, wenn man sie im Zusammenhange mit ihrer Zeit beurteilt.

Zu diesen Bräuchen rechnen wir vor allem das alte „dr Kloatschert jage“, auch „Dierjage“ (Tyrjagd) oder „Käeteldrihve“ genannt, die viel Ähnlichkeit und Verwandtschaft mit dem in Bayern üblichen „Haberfeldtreiben“ zeigt. Hatte z. B. vor 50 bis 100 Jahren in der Gegend irgend eine männliche Person durch ihr Betragen Veranlassung zu allgemeinem Ärgernis gegeben, so wurde ihr als Entgelt dafür von den gekränkten Ortseinwohnern in gar fühlbarer Weise die grösste Schmach und der bitterste Spott angethan. An einem dunklen Abende kam man nach geheim gehaltener Verabredung, ausgerüstet mit allen erdenklichen Polter-Instrumenten, zusammen, um hierauf unter höllischem Lärmen und Johlen, wobei auf den mitgeführten alten Giesskannen, Kochkesseln u. dgl. getrommelt, mit Peitschen geknallt, aus Pistolen geschossen wurde, mehrere Male an der Wohnung des Geächteten vorüberzuziehen. Unbemerkt wurde ihm endlich als weiteres Zeichen der Verhöhnung eine riesige Strohuppe in einem nahestehenden Baume angebracht.

Unter obigem Namen, wengleich aus ganz anderer Veranlassung, war noch folgendes Verfahren bekannt. War es zum Dorfgespräch geworden, dass es zwischen zwei jungen Eheleuten häufig Streitigkeiten absetzte, dann fand sich eines abends ebenfalls geräuschlos die Nach-

barschaft in der Nähe jener Behausung zusammen. Durch List und nötigenfalls mit Gewalt brachte man alsbald den als zanksüchtig geltenden Teil aus der Wohnung heraus und liess ihn dann „Spetz-Gäet“ (Spiessruten) laufen, indem man ihn nötigte, an den in einer Reihe aufgestellten Beteiligten vorbei zu laufen und von jedem einen derben Faustschlag auf den Rücken hinzunehmen.

Ähnlich machte man es manchmal an den Sonntagen mit den Freiern aus fremden Orten, wenn dieselben den Nachbarjunggesellen des Mädchens nicht genehm waren. Wohl oder übel mussten sich erstere nicht selten entschliessen, auf ihrem Heimwege bis zu den Knien durch Bäche oder Sümpfe hindurchzuwaten, sollten sie nicht der ihnen in sicherer Aussicht stehenden allgemeinen Prügelei verfallen.

Zu obigen Gebräuchen passt auch wohl das noch übliche Anbringen der „Maie“ an der Wohnung heiratsfähiger Mädchen in der Nacht zum 1. Maitage. So harmlos nämlich diese Sitte auf den ersten Blick auch erscheinen mag und es in den meisten Fällen auch ist, so nimmt dieselbe nichtsdestoweniger unter Umständen eine ähnliche Bedeutung wie das geschilderte Dierjage an. Jedes erwachsene Mädchen kennt nämlich den Reim, der zu der Holzart des ihm bescheerten „Mai“ zu ergänzen ist, oder es weiss die für ihn in der Wahl der erstern liegende tiefere Bedeutung. Mit Unruhe und Spannung harrt es daher des kommenden Morgen, um nötigenfalls durch frühzeitiges Entfernen der ihm gewordenen Auszeichnung wenigstens der allgemeinen Beschämung zu entgehen.

Ein Buchenreis will sagen:

„En Böke mot sech mar ene (einen Freier) söke.“

Das Hollunderreis:

„En Tute (Tutenhot = Hollunderholz) ös mar ömmer dr bute“ (draussen); Sinn: Das mit diesem Reis bedachte Mädchen ist selten im Hause und klatschsüchtig.

Am schimpflichsten, die Ehre eines Mädchens am meisten kränkend, sind die Birken- und Kirschbaumreiser.

In der Einleitung dieses Kapitels haben wir gesagt, dass auch noch manche abergläubige Sagen und Sitten in der genannten Gegend anzutreffen seien. Die Beleuchtung dieser Beiträge unserer Sammlung führt also notwendig in das unheimliche Gebiet des Zauber-, Spuk- und Hexenwesens. Um nun aber nicht tief in dieses Dickicht hineinzugeraten, bescheiden wir uns dabei, nur einiges und auch dieses in möglichster Kürze hier mitzuteilen. Es ist ja jedem Leser genügend bekannt, dass man vor hundert und mehr Jahren in einer geradezu schrecklichen Weise von dem Irrtume des Aberglaubens allenthalben befangen war*); aber dass auch noch in unserer Zeit in der Gegend soviele ältere Leute und namentlich Frauen treue Anhänger und Verteidiger desselben sind, sollte man kaum für möglich halten. Wirklich wissen noch manche Grossmütter ihre Enkel

*) Der Hexenwahn hatte besonders in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts fast alle Schichten der Bevölkerung ergriffen und musste derselbe notwendig unter den damaligen Zeitverhältnissen bald üppig emporwuchern. Dr. Norrenberg schreibt in dem angezogenen Buche S. 146 also: „Die entsetzlichen Leiden in dem Burgunderkriege und der damit verbundene Verfall der Sittlichkeit erfüllten die Phantasie des Volkes mit den wüsten Bildern unnatürlicher, geheimnisvoller Laster und schufen in Verbindung mit der social und politisch nervös erregten Zeit jene dämonisch bewegte und überall das Spiel des Teufels witternde Volksstimmung, welche wir mit dem Namen Hexenglauben bezeichnen.“ Darum enthalten denn aus dieser Zeit einige Lokal-Geschichten lange, ausführliche Nachrichten über Hexenprozesse, Hinrichtungen durch die Folter oder durch Verbrennen auf dem Scheiterhaufen. (Wenn wir den Aussagen einer wohl zuverlässigen Person Glauben schenken dürfen, dann ist noch vor ungefähr 70 Jahren auf einem Bauernhofe eines Nachbarortes von dem anwesenden Dienstpersonal eine im Verdacht stehende alte Bettlerin erschlagen und dann auf dem Herde verbrannt worden.) Von den am meisten in Betracht kommenden Ortschaften nennen wir Gladbach, Viersen, Grevenbroich.

mit selbsterlebten (?) Hexen-, Spuk- und Glühmannsgeschichten zu unterhalten oder ihre verheirateten Töchter nicht eindringlich genug vor gewissen Personen im Dorfe zu warnen, weil diese es verstehen sollen, Kinder, Vieh und Hof „stihf de make“, d. h. zu behexen. Um aber solche übelbeleumundete Personen bei ihrem Eintritte ins Haus alsbald unschädlich zu machen, „dät de Häx gen Gewalt mie hät“, haben jene furchtsamen Leute auch ein Schutzmittel zur Hand; sie wissen nämlich einen kurzen Spruch und verfehlen selbstverständlich nie, denselben nötigenfalls unverzüglich herzusagen. Auch will man über ein weiteres Mittel verfügen, um jene Personen ausfindig machen zu können; auf die nähere Wiedergabe desselben wollen wir aber lieber verzichten. Abergläubige Mütter, denen ein Kind gestorben ist, behaupten wohl, nach dem Tode des Kleinen in den Kissen der Wiege einen aus kleinen Knötchen bestehenden Federkranz gefunden zu haben. Dieser Kranz — dessen Entstehung sich wohl leicht erklären lässt — gilt als sicheres Zeichen, dass das Kind s. Z. wirklich behext wurde und sterben musste, bevor die Knötchen die Zahl 10 erreicht hatten. Solange die Zahl 7 noch nicht überschritten ist, soll der Hexenbann noch abwendbar sein. Behextes Vieh bekam „dr Wohf (Wolf = Wurm) en dr Start“. Die Tiere magerten immer mehr ab, bis „dr Düvelsbändeger“ kam und „dr Wohf utschniet“. — Dass aber in Wirklichkeit hier nur die schlechte Ernährung und Pflege des Viehes im Spiele war, ersehen wir schon daraus, dass jene „Krankheit“ nur die Ställe geringerer Bauern heimsuchte.

In mildern Formen erscheint uns der Aberglaube bei den meisten der folgenden Beiträge: Bestreicht man einen schmerzenden hohlen Zahn mit einem toten, den man sich auf dem Kirchhofe zu verschaffen gesucht hat,

so soll der Schmerz alsbald aufhören und der kranke Zahn absterben. Ein ähnliches Mittel wird genannt gegen Warzen, nämlich das „Anstrike“, d. h. die Berührung derselben mit einer aufgebarten Leiche. Dem, der sich grössere Brandwunden zugezogen hat, empfiehlt man das schleunige Herbeirufen des N., „dä joa gätt van Sympathie versteht“, damit dieser mit seiner mysteriösen Zauberformel „dä Broank en dä Soank“ blase und so den Unglücklichen von seinen Qualen befreie. Dieses „Besprechen“ wird auch für ein radikales Mittel zur Bewältigung grosser Feuersbrünste gehalten, bei welchen auf natürliche Weise nichts mehr erreicht werden kann. Feuer, das durch Blitzschlag entstanden ist, soll sich nur mit Milch löschen lassen. Leiden Kinder hartnäckig an der „Wurmkrankheit“, so sucht man ihnen namentlich Dienstags und Freitags zu helfen, weil an diesen Tagen „de Wörm de Köpp boave hadde“. Wenn der Täufling „net de Dop beschreit“ (wenn er während des Taufens seine Stimme nicht hören lässt), dann lässt ihn der Volksglaube schon bald sterben. Sogar will man ein böses Omen darin erkennen, wenn ein Kind vor der vollendeten 6. Lebenswoche lacht; auch darin soll ein früher Tod vorbedeutet liegen. Viele Mütter sind auch nicht dazu zu bewegen, die auf der Kopfhaut der Kleinen sich bildenden hässlichen Schuppen weg zu waschen, weil sie sagen: „dät mäckt hatte (harte = gescheite) Köpp“. Mit banger Freude entdeckt ein Landmann zur Herbstzeit im Garten einen blühenden Rosenstrauch oder Obstbaum, denn „En Rues buten (ausser) Tiht brengt en Brut (Braut) oaff en Lihk“ (Leiche). Das Heulen eines Hundes in der Nachbarschaft, das Gekrächze einer Elster, der unheimliche Ruf einer Eule sind auch prophetische Anzeichen für den baldigen Tod eines Familienmitgliedes.

Auch will man über der Thür des Schlafzimmers eines Schwerkranken ein verglimmendes Flämmchen gesehen haben, oder ein Nachbar bemerkte wohl gar, wie abends eine grosse, in einén weiten schwarzen Mantel gehüllte Geistergestalt, der Tod, auf jenes Haus zuing. Mit aller Sicherheit baut jeder auf die Bedeutung des Summens oder Klingens in den Ohren: „Fimpt et en et reide (rechte) Uehr“, so wird irgendwo etwas Gutes von dem Betreffenden verhandelt; ist das Geräusch dagegen im linken Ohr, so ist das Gegenteil anzunehmen. So knüpft der abergläubige Volksmund dort an die einfältigsten Dinge an, um in ihnen nicht selten die wichtigsten Begebenheiten vorbedeutet zu sehen. Unglückverheissend sind noch: das Knarren der Thüren und Zimmermöbel, der Zufall, wenn beim Decken des Mittagisches bei einem Gedecke Messer und Gabel in Kreuzesform übereingefallen sind; noch höher steigt die Angst vor der Nähe eines tückischen Schicksals, wenn man die Entdeckung macht, dass die Tischgesellschaft aus 13 Personen besteht. Wie 13 die Unglückszahl, so gilt der Freitag als der unheilvolle Tag. Verhängnissvoll soll weiter nach dem Volksmund der St. Johannitag (24. Juni) sein; denn

„Om Zint Jann

mot-r ene dran (sterben);

ene hueche Klömmen

oaff ene depe Schwömmen“.

Wenn ein vom Tische heruntergleitendes Messer mit der Spitze in den Fussboden fällt, so dass es aufrecht stehen bleibt, wenn jemand die schimmelichten Stellen des Schwarzbrottes mit dem guten Brote zusammen aufisst, wenn jemand eine Nähnnadel findet, so erhält derselbe an dem Tage sicherlich eine fröhliche Nachricht; passiert letzteres einem jungen Ehemanne, so wird dem-

selben nächstens ein Töchterchen geboren. Wer zweimal nacheinander niesen muss, oder wer im Felde ein vierblättriges Kleeblatt antrifft, hat ebenfalls besonders Glück in Aussicht. Für die gute Pflege der Katzen dürfen die jungen Mädchen schöne Witterung an ihrem dereinstigen Hochzeitstage erwarten. Eine besonders wichtige Rolle in der Ankündigung von Glück oder Unglück spielen in der Gegend noch die kleinen Spinnen; entscheidend ist dabei der Umstand, ob sich dieselben gegen Morgen, Mittag oder Abend zeigen. Daher wähnt denn mancher nach irgend einem frohen oder traurigen Ereignis, das ihn oder seine nächsten Angehörigen betroffen hat, dieses mit dem Erscheinen eines „Glöcks“- oder „Onglücks-spennke“ in Verbindung bringen zu können. Halbgetröstet, blickt sogar das erwachsene Mädchen, das sich keines Freiers rühmen kann, oder das vielleicht die bittere Enttäuschung der Treulosigkeit eines Liebhabers hat erfahren müssen, zu der webenden Spinne an der Decke empor. Die gesellige Nähe dieses harmlosen Tierchens vermag nämlich seinem Herzen in etwa einen Ersatz für die Verlassenheit zu bieten; denn es denkt: „Hab ech och gene Freier an de Hoank (Hand), dann hab ech-r doach ene an de Woank“. Von andern Tieren erfreuen sich noch besonderer Aufmerksamkeit oder Volksgunst die Wachtel, die Schwalbe, das Johanniswürmchen, das Marienkäferchen (doch nur das, welches sieben schwarze Punkte auf seinem Rücken zeigt). Da lauscht an den Sommerabenden der Landmann mit Spannung auf den Schlag der Wachtel; wiederholt sich derselbe häufiger, so bedeutet das ein gesegnetes, reiches Jahr. Mit einer gewissen Freude und Beruhigung sieht man ein Schwalbenpaar in die Viehställe einziehen und gilt es als unklug, wenn nicht sogar frevellhaft, diese unglückverhütenden

(namentlich Brand) Tiere aus der Behausung zu vertreiben. Gefürchtet und verfolgt, und zwar ihres vermeintlichen Giftes wegen, werden in der Gegend noch fast überall die Kröten und die Eidechsen.

Eine schon mehr ungeheuerliche Gestalt nimmt der Aberglaube jenes Volkes in den meisten derjenigen Redensarten an, die von sogen. Verwandlungen handeln, und die somit ihren echt heidnischen Charakter gleich an der Stirne tragen. Lebte da in früherer Zeit jemand mit seinem Nachbarn in bitterer Feindschaft, so vermutete er in der abends hereinschleichenden schwarzen Katze die böse Frau oder die alte Mutter des erstern, die sich dieser List bedienten, um so, mitten zwischen der plaudernden Gesellschaft am warmen Herd sitzend, sich alles anhören und ausspionieren zu können. Misstrauen gegen schwarze Katzen und eine gewisse Scheu vor ihnen waren allenthalben verbreitet. Man hielt diese Tiere nämlich alle für „behäxt“; namentlich vermied man, ihnen abends den Weg zu versperren. Das Schlagen nach einer solchen Katze galt als geradezu gefährlich, da sich in demselben Augenblicke Hunderte neuer einstellen würden. An den Kirchen und Kirchhöfen will es heute noch nicht so recht geheuer werden. Als Spukgestalten erscheinen hier in der Mitternachtsstunde vornehmlich weisse Kaninchen. Dem Glauben einiger alten Leute gemäss wandert die Seele eines Verstorbenen sechs Wochen lang nach dem Todestag bei Nacht den frühern vom Wohnhaus zur Kirche führenden Weg und hält hierbei stets die Mitte desselben ein. Verstorbene, die z. Z. jemand schwer an ihrem Vermögen geschädigt hatte, oder auch die, welche sich selbst grosser Veruntreuungen an fremdem Eigentum hatten zu schulden kommen lassen, lässt der alte Volksglaube bei Nacht in verummter Ge-

stalt als Rächer oder Büsser an der Wohnung des andern Teiles erscheinen und sie sich durch leises Klopfen oder unheimliches Rufen bemerkbar machen. Fast in jedem Dorfe nennt man irgend einen geheimnisvollen Hohlweg oder gefürchteten Pfad, den zur bekannten Geisterstunde ein Mensch ohne Kopf, eine grosse schwarze Ziege mit langem Barte oder eine ähnliche sonderbare Gestalt gehen soll. Auch will in frühern Zeiten den in der Nacht Heimkehrenden der böse „Währwohf“, nach alter Meinung ein in einen Wolf verwandelter Mensch, sich auf einmal in den Weg gestellt haben. Hatte der so Erschreckte dann noch den Mut, auf den Spuk einzuschlagen, so entzog sich dieser augenblicklich der Verfolgung dadurch, dass er in einem nahestehenden Strauche verschwand und sich hier in dessen Äste und Zweige verwandelte. Ist zur Sommerzeit das Getreide hoch gewachsen, dann werden die Kinder heute noch auf ein Gespenst gleichen Namens aufmerksam gemacht, das nahe beim Wege im hohen Roggen verborgen sitzt und von jedem Vorübergehenden „gekremmert“ d. h. auf dessen Rücken fortgetragen sein will. Diese Sage hat in einigen Orten die Abänderung erfahren, dass hier der „Währwohf“ durch „et Koarewiffke“ (Kornweibchen) vertreten ist. (Der Leser wird indes hinter der ganzen Redensart weiter nichts suchen, als ein Mittel, um die Kinder von dem Betreten der Kornfelder abzuhalten). Eine Gespenster-Sage, die in einigen Punkten an die Sage vom „wilden Jäger“ und weiter auch an mythische Volksanschauungen erinnert, hat den „Fürmann“ (Glühmann) zum Gegenstande. In der Nähe eines am sumpfigen Buschrand oder fernem Teiche einsam gelegenen Hauses geht abends dieser böse Spuk, seinen glühenden Schein weithin sendend. Furchtbar soll das Gespenst für die werden, die sich des

Unterfangens vermessen, in seine Nähe zu kommen, ihm zu zurufen oder zu pfeifen. Die hinter den Flihenden zugeworfene Hausthür vermag kaum genügenden Schutz zu bieten, wenigstens soll der Geist noch mit seiner schweren, glühenden Faust ein mächtiges Loch in dieselbe schlagen. Nach einem landläufigen Ausdruck sind die meisten Hexen und Spuke z. Z. aus jener Gegend „van de Franzuese üevver dr Rhin gejagt wuede“. Dieser Ausdruck wurde uns von einem alten Gewährsmann also erklärt: Bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war der Glaube an Hexen u. drgl. in der Gegend allgemein; es verging kaum eine Nacht, in der nicht im Orte irgendwo ein gewisses „Etwas“ gesehen oder gehört worden war. Die in der Zeit eingeführten Spinnstuben, die zahlreich besucht und woselbst jene Neuigkeiten stets lang und breit besprochen wurden, bildeten das beste Mittel zu deren raschesten Verbreitung. Da weckte das plötzliche Einrücken der Franzosen die Leute mit einem Male aus ihrem idyllischen, traumhaften Leben auf und brachte gewaltsam die Aufmerksamkeit auf ganz andere Ideen; die Spinnstuben hatten nun zum grossen Teil ein Ende und die notwendige Folge hiervon musste sein, dass es um die Hexengeschichten immer weniger wurde.

Es ist wohl nicht anders zu erwarten, als dass in den Zeiten, wo der Spuk- und Hexenglaube bei jenen Bewohnern eine solche Verbreitung gefunden hatte, auch das andere Kind des Aberglaubens, die Sterndeuterei, doch nicht gänzlich fehlen konnte. So soll es unter den Grosseltern der jetzigen Generation manche gegeben haben, die ganze Abende mit dem gespanntesten Interesse der Betrachtung der Gestirne oblagen und aus deren Stellung und Bewegung die sichern Vorzeichen für die mannigfachsten Schicksale eines Ortes sowie einer Nation erkennen wollten.

Wenn freilich der vorliegende Abschnitt schon bis hierhin etwas lang gerathen ist, so können wir doch denselben nicht gut beschliessen, ohne auch der vielen Ortsagen noch eben gedacht zu haben. Wir können dieses um so weniger unterlassen, als einige unter dem nur scheinbar lokalen Charakter doch eine grössere Bedeutung besitzen. Bei ihrer genauern Prüfung oder ihrer Gegenüberstellung mit ähnlichen Sagen aus andern Orten der Gegend gewinnt man nämlich nicht selten die Überzeugung, dass manche von ihnen verwitterte Bruchstücke oder verblasste Abbilder grösserer alter Volkssagen bilden und noch einen gewissen Zusammenhang mit der altgermanischen Religion erkennen lassen. (Dieser Gedanke ist jedenfalls beim aufmerksamen Leser ohne Zweifel schon früher aufgekommen.) Einem frischen Epheugeranke gleich haften sich solche kleinere Sagen mit Vorliebe um längst verfallene feste Burgen ehemaliger Herrschergeschlechter, und überliefern so interessante Begebenheiten aus der dunklen, vielbewegten Vergangenheit mancher Orte der Gegend. Natürlich fehlt es hier stellenweise auch nicht an den kühnsten Übertreibungen, besonders, sobald von Kriegs-, Raubritter- und Diebesabenteuern die Rede ist. Auch in denen, welche uns von Wunderdingen der absonderlichsten Art unterhalten, ist die Phantasie manchmal etwas stark zur Geltung gekommen. Da hört man z. B. von Schlachten, nach welchen der Bach des Ortes drei Tage lang bis zum Rande mit Menschenblut angefüllt war; hier geht die Märe von einem geheimnisvollen unterirdischen Gange, durch den man in den Kriegen des Mittelalters unter Flüssen und Dörfern hinweg von einem befestigten Punkte des Landstriches zu einem andern gelangt sein soll; dort beschäftigt sich die Sage mit einem ehemaligen mächtigen Schlosse, das samt seinen unge-

rechten Bewohnern in einer Nacht versunken und zur Mahnung den grossen Dorfteich an seiner Stelle hinterlassen hat; in andern Orten ist von weitverzweigten Diebesbanden erzählt, welche mit Hilfe des Teufels auf Ziegenböcken hoch durch die Luft ritten, um in einer Nacht in verschiedenen Städten z. B. Köln und Antwerpen ganze Warenlager auszuräumen. (Wir haben hier ganz gewiss verwischte Spuren einer grössern Volkssage vor uns.) Es bleibt nicht aus, dass manche Sagen beachtenswerte Ergänzungen zur Lokalgeschichte liefern, was z. B. in den Orten Wassenberg und Wegberg (Tüschenbruch) die „Schälmetuere“-Sage beweist. Am häufigsten kehrt wohl in den verschiedenen Orten die Erzählung von einem nahegelegenen „Galgebärg“ (Galgenberg) wieder. Hiernach hat auf einem bezeichneten Hügel oder einer Anhöhe der Ortsumgebung in frühern Zeiten ein hoher Galgen zum Erhängen der Spitzbuben und Räuber gestanden. Nebenbei ist im Volksmund dann auch an farbenreichen Ausschmückungen vollzogener Hinrichtungen genügend Auswahl. Ob nun derartige Erzählungen auch immer einen wirklich geschichtlichen Hintergrund haben, lässt sich schwer ermitteln. Thatsache ist wohl, dass jene Bezeichnung „Galgenberg“ nicht nur in der gewöhnlichen Umgangssprache lebt, sondern auch in vielen alten Flurkarten vorkommt.

Am Schlusse gestatten wir uns noch die kurze Mitteilung eines sehr verbreiteten anmutigen Märchens aus der Gegend, das namentlich in der westlichen Gebietshälfte jedes Kind kennt. Dasselbe beschäftigt sich mit den „Bärgmännkes“ (Bergmännchen) und spielt in diesen Kobolden auf die frühere Lehre von den Dämonen, diesen Mittelwesen zwischen den Göttern und den Menschen an. Wie das Märchen erzählt, hatten jene men-

schenfreundlichen Zwerge in einem nahen Hügel, der aus der jedesmaligen Umgebung eines Ortes genommen wird, ihre unterirdische, weitverzweigte Wohnung. Ohne auch nur einen Hauseinwohner durch ihr Geräusch in dem Schlafe zu stören, sollen sich dieselben in grossen Schwärmen während der Nacht aus allen Häusern des Dorfes die früher so reichlich vorhandenen kupfernen und zinnernen Koch- und Küchengeschirre geborgt haben, um in ihnen ihre Speisen zu bereiten. Vor Tagesanbruch standen aber alle die geborgten Sachen wieder genau auf ihrem gewohnten Platze, waren jetzt aber so blitzblank geputzt und gescheuert, wie dieses von Menschenhänden gar nicht fertig zu bringen sei. Aus diesem Grunde war denn auch den Leuten jener nächtliche Besuch nicht im mindesten unangenehm.





II. Abteilung.

Einleitung.

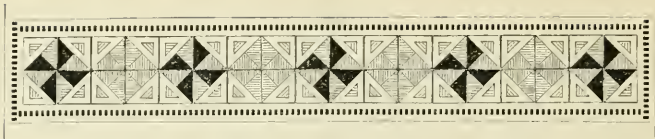
In der ersten Abteilung dieser Schrift handelte es sich mehr darum, eine allgemeine Charakteristik der Misch-Mundart zu geben und durch den Hinweis auf so manche schöne Seite derselben das Interesse des Lesers für sie zu wecken. Diese zweite Abteilung verfolgt indessen einen praktischen Zweck, der in der Hand der Lehrer zugleich die Nutzbarmachung der Arbeit für den Volksschulunterricht ermöglichen soll. Zu diesem Ende ist denn hier das Thema mit der hochdeutschen Laut-, Wort- und Satzlehre in unmittelbare Beziehung gesetzt, damit so unsere Ausführungen den Kollegen des besprochenen Gebietes, namentlich auch denjenigen, denen jene Mundart mehr fremd ist, in etwa zu einem Ratgeber werden, durch den sie erfahren können, in welchen Punkten der Dialekt am meisten von der Schriftsprache abweicht, und wohin folglich der Schwerpunkt aller grammatischen Belehrungen zu legen ist. Obgleich wir schon im Vorwort des ersten Teiles diesen Gedanken kurz berührt und dort den praktischen Unterricht bereits betont haben, möchten wir hier dennoch einige weitere Bemerkungen über die Methode dieses Unterrichtes anschliessen. Sehr allgemein ist in unserer Gegend wohl die Klage über nicht genügende Resultate aller sprach-

lichen Übungen. Man sagt, alles scheitere an den hartnäckigen Schwierigkeiten und Hindernissen, die sich in dem Wesen der Mundart entgegenstellen. Wir behaupten demgegenüber indes wohl nicht zu viel, wenn wir sagen, dass in gar vielen Fällen auch die Methode des genannten Unterrichtszweiges an den Misserfolgen einige Schuld hat. Da können z. B. die Schüler vielleicht geläufig die Definitionen von den einzelnen Wortarten geben, sprechen über den Unterschied zwischen Grund- und Bestimmungswort, über die starke und schwache Deklination und Konjugation, über die verschiedenen Nebensatzteile, oder sie kennen wohl sogar noch die Arten der Nebensätze u. dgl. m. Sollen sie aber selbständig einen kleinen Aufsatz anfertigen, so beweist vielleicht die Beschaffenheit dieser ihrer Arbeit allenthalben die grösste Ungeschicklichkeit und Unsicherheit im eigentlichen Gebrauch des Hochdeutschen; und warum wohl? — Dieselben Schüler, die soeben die verschiedenen Definitionen und dergl. wohl zu geben verstanden, sind aber zu wenig in dem Gebrauch der Sprache geübt worden, so dass sich bei ihnen das stärkere mundartliche Sprachgefühl immer wieder durchbricht. Weil ihnen weiter nicht genügend zur Anschauung gebracht worden ist, wie sehr Schriftsprache und Mundart auseinandergehen, so haben sie ferner in vielen Formen und Wendungen ihre gewohnte Sprechweise bloss übersetzt. Zeigen nun diese Erscheinungen nicht deutlich genug, wo im grammatischen Unterrichte der Hebel zunächst anzusetzen ist und was vor allem unsern Schülern not thut? Ein bekannter Unterrichtsgrundsatz lautet: »Knüpfe bei vorhandenen Vorstellungen des Kindes an«, um da den passenden Anfang zu gewinnen, um Falsches zu verbessern, um vorhandene Lücken zu ergänzen. Verfahren wir nach

dieser Vorschrift auch wohl im grammatischen Unterrichte? Soll aus einem schmalen, holperigen Wege eine breite, schöne Landstrasse gebaut werden, so schüttet man nicht planlos und auf ungefähr die Erde überall gleichhoch an, sondern man füllt zunächst die grösseren Vertiefungen und zwar mit gutem, widerstandsfähigem Material, damit nicht nachher die neue Strasse gerade dort alsbald wieder grosse Unebenheiten zeige. Das Kind bringt bei seiner Aufnahme in die Schule bekanntlich eine dürftige, mit mancherlei Gebrechen behaftete Sprache mit, und soll doch bei seiner Entlassung des Hochdeutschen einigermaßen mächtig sein. Was ist nun wohl natürlicher, als dass der Lehrer in dem gegebenen Unterschied zwischen der Kindessprache und der Schulsprache die Haupt-Anknüpfungs- und -Angriffspunkte für seine grammatischen Belehrungen erkenne und auf denselben stets wieder Rücksicht nehme. »Sieh', das Gute liegt so nah'«; dieser Mahnruf ist auch bei der Auswahl aller grammatischen Übungen zu beachten. Wir haben nun einmal in der Schule mit der Mundart zu rechnen, stellen wir uns daher nicht so, als ob dieselbe für uns gar nicht da sei; suchen wir vielmehr durch fortgesetztes Bekämpfen ihrer Abweichungen und durch Ausgleichen der in dieser Sprache vorhandenen Lücken zunächst dem Schüler eine feste Grundlage zum richtigen und sichern Gebrauch des Hochdeutschen zu vermitteln. Üben wir überhaupt mehr die eigentliche Sprachkraft der Kinder, indem wir dieselben immer wieder veranlassen, sich in dem Gebrauch der ihnen ungewohnten Ausdrucksweise zu vervollkommen. Nur eine solche stete und überwachte Gewöhnung an unsere Schriftsprache macht die so nötige Ausbildung des Sprachgehörs und Sprachgefühls bei den Schülern möglich. Lehren wir die Kinder

(namentlich in den Landschulen) mehr in ihrer Landessprache, als über dieselbe sprechen, selbst auf die Gefahr hin, dass bei einer solchen Methode eine Sprachstunde zuweilen eher einer „Sprech-Übungsstunde“, als einer „Sprach-Unterrichtsstunde“ gleichen sollte, und gönnen wir der eigentlichen theoretischen Seite der Grammatik in der Volksschule nur insoweit einen Platz, als dadurch das Sprachverständnis und die Sprachrichtigkeit wirklich gefördert werden können. Das nachfolgende Material wird den Beweis erbringen, dass es unmöglich genügen kann, wenn in manchen Schulen die Berücksichtigung der Mängel des Dialekts einzig darin besteht, dass man die Kinder vielleicht auf den fehlerhaften Gebrauch des Geschlechtswortes vor manchen Dingwörtern aufmerksam macht. Hier wird die nächste Aufgabe des deutschen Sprachunterrichts übersehen; hier befindet man sich mit der ganzen Behandlung dieses Unterrichtes auf einem durchaus unrichtigen Wege und wird für die sprachliche Förderung der Schüler kaum nennenswerte Erfolge erzielen.





Bei der folgenden Darlegung leiteten uns die vier Hauptfragen:

- A. Welche Abweichungen bezw. Schäden lassen sich namentlich an den Lautverhältnissen der Misch-Mundart nachweisen?
- B. Wie steht es um ihre Wortbilder und ihren Wortschatz?
- C. Welche Erscheinungen fallen besonders bei der mundartlichen Flexion auf?
- D. Inwiefern ist der Satzbau der Misch-Mundart von dem der Schriftsprache verschieden?



A. Über den Lautstand der Misch-Mundart.

Bereits bezeichneten wir die Misch-Mundart nach der der nördlicher gelegenen Kreise Kleve und Rees als die platteste und breitspurigste aller rheinischen Mundarten. Zu diesem Urteile bestimmte uns vor allem ihre rauhe, fremdartige Klangfarbe. Und zwar schwebten uns dabei nicht die vielen Laute vor, welche diese Mundart, wie überhaupt das Plattdeutsche, noch aus frühern Zeitabschnitten unserer deutschen Sprache beibehalten hat, sondern wir meinten die in der Zeit eingerissene Lauttrübung und Lautzerstörung, welche den Dialekt so

auffällig breit, eintönig und schlaff klingen machen. Allenthalben vermisst man bei ihm den angenehmen Rhythmus, welcher beim Hochdeutschen durch die reiche Abwechslung in den verschiedenen klingenden Vokalen, wie zwischen betonten und unbetonten Silben herbeigeführt wird; überall fehlt die nötige Schärfe in der Artikulation. Wir sehen uns nun etwas näher an:

1 Das Vokalsystem.

Will man ein Volk eingehend kennen und seinen Charakter verstehen lernen, dann blickt man auf seine Geschichte. Ähnlich ist es auch für die Erklärung mancher Eigenheiten und Erscheinungen unserer Misch-Mundart nötig, auf Herkunft und Vergangenheit dieser Sprache einzugehen. Das Allgemeine aus der Geschichte hat ja die I. Abteilung bereits gebracht; hier erübrigt uns mehr die Aufgabe, bei der nachstehenden Beleuchtung der am meisten in die Augen fallenden Erscheinungen, soweit es uns von unserm Standpunkte aus möglich war und unsere Arbeit dieses wünschenswert machte, einige Untersuchungen darüber anzustellen, inwieweit die Abweichungen aus der nahen Verwandtschaft der Misch-Mundart mit dem frühern Alt- und Mittelhochdeutschen herzuleiten sind.

Dieses Verwandtschaftsverhältnis geht zunächst aus der Beschaffenheit des Vokalsystems hervor. Die Laute der Misch-Mundart haben bei weitem nicht alle die gesetzmässigen Veränderungen erfahren, wie die hochdeutschen. Bei Betrachtung der mundartlichen Vokale gewinnen wir recht bald die Überzeugung, dass hier besonders der Umlaut und die Lautbrechung lange nicht die entsprechende Ausdehnung erlangten. So finden wir noch in sehr vielen Wörtern die alten Längen î, û, ü (iu), die doch im Hochdeutschen schon vor mehr als 300 Jahren

in die Diphthonge ei, au und eu (äu) übergangen, z. B. Schihn (mhd. schön), Tiht, suhr (mhd. sur), Buhr, Führ (adh. fiur), sürlek für Schein, Zeit, sauer, Bauer, Feuer, säuerlich u. v. a. Wenn in andern Wörtern der Mundart das hochdeutsche ei nicht als ih, sondern als gedehntes e lautet, dann hat das auch seine besondere Ursache; es ist nämlich dieses e ein abgeändertes altes ei, so in Behn (mhd. bein), Stehn (mhd. stein) statt Bein, Stein usw. Man trifft ferner noch das alte a-u mit leise angelegtem w in vereinzeltten Formen an; so in Fra-uw (adh. frowa), la-uw; dann nüw (mhd. niuwe) für Frau, lau, neu. Für hochdeutsches o steht in der Mundart vielfach u und umgekehrt hier o für u im Hochdeutschen z. B. Suemer, Bruet, ruet statt Sommer, Brot, rot; dagegen Broer, Bok, Tong für Bruder, Buch, Zunge. Ähnlich wechselt die Mundart zwischen ö und ü, ü und ö; letzteres beweisen namentlich viele Formen des Präs. Kondit., wie „ech lüeg, wüeg, bedrüeg, krüep, flüeg, schüet“ statt: ich löge, wöge, betröge, kröche, flöge, schösse. In einigen Stämmen findet man auch ein a, wo die hochdeutschen ein e haben, wie in „fahs, schwoar, Hart“ statt fest, schwer, Herz.

Wir gehen jetzt über zu der Entstellung der mundartlichen Laute durch Trübung. Reine Vokale hört man in der Misch-Mundart nur wenige; ihre grösste Mehrzahl sind unklare Mischlaute. Im Hochdeutschen erfordert die artikulierte Aussprache der in ihrer Klangfarbe zumteil weit voneinander abweichenden einzelnen Vokale eine beständige rasche Modifikation im Gebrauch der verschiedenen Sprachwerkzeuge. Jene Volkssprache hat diese Aufmerksamkeits- und Thätigkeitsleistung beim Sprechen dadurch unnötig und überflüssig gemacht, dass sie für die vielen Vokale nur etliche unbestimmte Laute an-

wendet, von denen jeder als Anähnlichung an mehrere einfache anzusehen ist. Zwischen zwei ähnlich klingenden Vokalen, wie i und e, o und u, e und ä ist kaum zu unterscheiden. Nebenher sind dann einige Vokalschattierungen so eigenartig, dass selbst die phonetisch genaueste schriftliche Wiedergabe der mundartlichen Wörter immerhin nur eine annähernd zutreffende genannt werden kann.

Zwei Mischlaute sind es nun ganz besonders, die jeder in mehreren Abweichungen oder Übergängen in andere ähnliche Laute in der Misch-Mundart die Oberhand erlangt und so viel Schaden angerichtet haben. Der erste, durch dessen häufige Verwendung uns die Klangfarbe der Sprache so breit und steif vorkommen muss, ist ein fremdartiges o, eines wahren Naturlautes, der sich in den vielen Abstufungen zwischen unserm hochdeutschen reinen o und dem breiten au bewegt. Bekanntlich vertritt ein ähnlicher Mischlaut zwar in allen fränkischen Mundarten meistens das a in den Stammsilben; in der Misch-Mundart aber hat derselbe als oa oder oö ausser dem a auch vielfach die Laute o, i und e verdrängt bzw. deren Eindringen s. Z. verhindert. Die Beeinflussung des e und i durch ö gilt besonders von der Mundart der Kreise Gladbach, Kempen, Krefeld und Geldern; nach Westen hin verliert sich dieser Übelstand ganz. Hier auch ein Beispiel als Beweis für die häufige Verwendung des modifizierten o-Lautes: „Doa onge ös öt donkel“ für „Da unten ist es dunkel“. In den meisten Grenzorten der Kreise Kempen, Erkelenz und Heinsberg hat sich der obige Laut sogar zu einem vollständigen au verbreitert, so dass man dort die Wörter „gesagt, Nacht, warten“ als „gesauch, Nauch, wauchte“ ausspricht. Am auffälligsten tritt diese Eigentümlichkeit

jedenfalls in der Ortsmundart des Dorfes Haaren (Kreis Heinsberg) zutage, weshalb man im Volksmund die dortigen Bewohner gerne mit dem in der Umgegend gekannten Satze neckt:

„Joan, sätt ens de Koanun op-r Koaus, ech well ens doanze.“ (Johann, stelle einmal die Kanne auf den Schrank, ich will einmal tanzen.)

Der Grad der lautlichen Entartung der einzelnen Ortsdialekte steht zumeist im bestimmten Verhältnis zur Entfernung der Orte von der Landesgrenze; so erleidet z. B. das eben erwähnte Wort „gesauch“ innerhalb des Misch-Mundartgebietes folgende Abänderungen: „gesauch, gesaut, geseit, gesat“. Die starke Neigung der Mundart, das u zu einem bequemeren o zu trüben, wird uns am besten klar bei der diesbezüglichen Beurteilung des Gesanges in manchen Dorfkirchen.

Recht unangenehm wird unser Ohr berührt beim Anhören der sprachlichen Verwüstungen, die der zweite Mischlaut, welcher der Klangfarbe der Mundart stellenweise etwas Widerliches, Quiekendes verleiht, angerichtet hat. Es ist dieses ein bald spitzer, bald breiter lautendes ä, das ähnlich dem vorhin geschilderten o nicht selten als Stammvokal sämtlicher Wörter eines Satzes auftritt, oder die Vokale wenigstens mehr oder weniger getrübt hat. Beispiel: „Hä hät mech dät des Wähk gegäve“ = Er hat mir das in dieser Woche geschenkt. Auch in diesem Punkte zeichnen sich wieder gewisse Orte besonders aus; hier sind es namentlich die Dörfer Schaag (Kr. Kempen) und Hinsbeck (Kr. Geldern). Es wird daher niemand wundern, dass auch die Einwohner dieser beiden Orte über de Eigentümlichkeit ihrer Sprachweise gefoppt werden. So stellt man an einen Schaagener mit Vorliebe die Frage: „Sädd ärr vänn'e Schäg?“ (Seid

ihr aus Schaag?) Es gehört sich wirklich eine besondere Fertigkeit in der Mundstellung dazu, um dieses abgeänderte ä nachahmen zu können; charakteristisch klingt dasselbe noch in den Namen Kämpe, Gäldere, Vänle, Ärkelänz, Maräa für Kempen, Geldern, Venlo, Erkelenz, Maria u. a.

Die Erklärung für die berührte Zerstörung mancher Laute ist übrigens nicht schwer zu finden. Wir alle haben die Neigung und das Bestreben, beim Sprechen solche Laute, die sich in der Wortstellung berühren oder die nur durch wenige Konsonanten von einander getrennt bleiben, auf obige Weise in der Klangfarbe einander näher zu bringen und uns so jede unnötige Aufmerksamkeit und Muskelthätigkeit zu ersparen. Dass aber hierin für eine Mundart die grösste Gefahr liegt, auf die Dauer jeden vokalischen Wohlklang einzubüssen und Eintönigkeit im vokalischen Bestande an dessen Stelle treten zu sehen, wird niemand bezweifeln.

Jenem Schaden in der Verwendung der vielen Mischlaute stellen wir eine andere nachteilige Eigentümlichkeit der Misch-Mundart an die Seite, nämlich das Nachklingen eines zweiten Vokales hinter dem Stammvokale der Hauptsilben. Auch hierbei ist abermals ein e am häufigsten geworden, namentlich nach u und i; man sagt z. B. „Bruct, Suemer, Schuehn, Stiefel, sieker, siehn“ für hochdeutsches Brot, Sommer, Schuhe, Stiefel, sicher, sehr. In kleinerem Massstabe dienen diesem Zwecke freilich auch noch einige andere Laute, wovon man sich beim Anhören der Wörter Leicht, Seicht, Oig, Hout, gout, Föüsçh, Röük, (Licht, Sichel, Auge, Hut, gut, Fisch, Rücken) überzeugen kann. Der zuletzt aufgeführte Übelstand hat seine Kreise über einen grossen Teil aller mundartlichen Wörter gezogen und aus einer ganzen Menge

einsilbiger Formen zweisilbige werden lassen. Unter dieser entstellenden Wiedergabe der Stammvokale hat selbst die Aussprache der hochdeutschen stellenweise eine empfindliche Einbusse zu erleiden; so wird z. B. die 6. Bitte des »Vater unser« von vielen Kindern und Erwachsenen nicht als „Und führe uns nicht in Versuchung“, sondern stets als „Ond föühre ons neig en Vårsoigong“ ausgesprochen. — Zwar ist auch letztere Eigentümlichkeit der Misch-Mundart wieder nicht zufällig zu nennen; vielmehr treffen wir das Nachklingen eines zweiten Vokales hinter dem eigentlichen Stammvokale ebenfalls bei unserer frühern deutschen Sprache an. — Die Formen „häste, kömmste, bruckste, löpste“ statt „hast du, kommst du, brauchst du, läufst du“, zeigen uns, dass der beliebte e-Laut sogar im Stande ist, vollständige Wörter zu vertreten (Siehe Kap. Wortbilder). Zur Erzielung einer fließendern Aussprache wird endlich dieser Laut gerne zwischen unbequemen Konsonantenhäufungen eingeschoben, sowie bei Aufeinanderfolge betonter einsilbiger Wörter diesen vorausgeschickt oder angehängt. Beispiele: Kerek, Karel, ätef, Volek für Kirche, Karl, elf, Volk; sodann: „Dät es e-sue Soack e-sue Soatgoht (Sprichwort): winn-e kömmste“? — Das ist Sack wie Saatgut; wann kommst du? Eine Verwendung des e nach Art der letzten Beispiele hat wohl am schlimmsten die Mundart der Grenzorte im Kreise Heinsberg verunstaltet. Bereits auf Seite 31 unserer Arbeit haben wir dem Leser gezeigt, wie diese Mundart durch das Verschieben des Accents auf die vielen e-Endungen ihrer Wörter schwer gesündigt hat, wie von dieser Erscheinung besonders viele einsilbige Formen ergriffen und dann ebenfalls zu schwerfälligen Spondeen abgeändert worden sind. Das Schwerfällige und Langweilige erreicht seinen Höhepunkt durch den Umstand, dass man

dort noch den Stammvokal des letzten Wortes im Satze zweimal nacheinander ausspricht. Es ist daher leicht, jeden Heinsberger, der sich nicht ganz dialektfrei auszudrücken vermag, gerade an dieser Eigentümlichkeit seiner Sprache zu erkennen. Auf unsere Frage nach seinem Heimatsorte erhalten wir nämlich jedesmal als Antwort: „Ech bön van Hensbä-ärg“. Ähnlich würde der Satz „Der Stuhl steht an der Wand“ als „Dä Stohl steht an di Wau-aund“ klingen.

Am Schlusse unserer Ausführungen über die Entstellung der Vokale in der Misch-Mundart machen wir noch auf ein ausserhalb der Sprache liegendes Übel, durch das die Klangfarbe der Laute sehr beeinträchtigt wird, aufmerksam. Eine allzu grosse Bequemlichkeit in der Ausdrucksweise ist wahrscheinlich die Ursache dazu gewesen, dass ein grosser Teil aller Landbewohner daselbst gewohnt ist, mit halbverschlossenem Munde zu sprechen, und die Luft weniger durch den Mund als durch die Nase entweichen zu lassen. Dieses alles macht eine reine freie Färbung der Vokale kaum möglich, hat vielmehr das Vorherrschen eines unangenehmen Nasallautes herbeigeführt.

Wir verlassen nun die Vokale der Misch-Mundart und beschen uns im folgenden Abschnitte:

2. Die Konsonanten.

Wohl weist die Misch-Mundart dieselben Konsonanten auf, wie sie auch unsere Schriftsprache hat, jedoch ist dort die Verwendung eine viel spärlichere und vielfach von der im Hochdeutschen verschiedene, wozu dann noch einige Abweichungen in der Aussprache kommen. Im allgemeinen vermisst man bei der Verwendung und der Aussprache die nötige Schärfe und Kraft, und bleibt da-

durch die Mundart wieder weit hinter der gegenüberstehenden Schriftsprache zurück.

Bei der Betrachtung der Vokale lernten wir einsehen, dass in der Misch-Mundart das Gesetz der Lautveränderung, namentlich soweit dieses die Lautbrechung betrifft, bei weitem nicht so durchgedrungen ist, als in unserer Schriftsprache. Manche der folgenden Beispiele werden zeigen, dass diese Bemerkung auch auf die Lautverschiebung auszudehnen ist.

Bekanntlich haben nach den Beobachtungen Grimm's in einer geschichtlich schwer erforschbaren Zeit die stummen Konsonanten p, t, k; ph, f, v, z, (th), ch; b, d, g der ehemaligen deutschen Grundsprache bestimmte Veränderungen durchgemacht, welche sich im 5. und 6. Jahrh. n. Chr. im Hochdeutschen wiederholten. — Freilich ist dieses Gesetz, die sog. Lautverschiebung, keineswegs streng durchgeführt, sondern durch manche Ausnahmen gestört. — Aus den ursprünglich harten Konsonanten (tenuis), nämlich p, t, k, wurden durch die erste Lautwandlung gehauchte (aspiratae), nämlich ph, f, v, z (th), ch, und in der spätern zweiten Bewegung mittlere (mediae), nämlich b, d, g. Ferner entstanden aus mittlern: harte, dann: gehauchte; aus gehauchten: mittlere, dann harte.*) Jene zweite Lautverschiebung vollzog sich aber nur innerhalb des Ober- und Mittelhochdeutschen, das Gothische, Skandinavische, Englische und Niederdeutsche (mithin auch unsere Misch-Mundart) blieben auf der alten Lautstufe beharren. Diese Thatsache bedarf hier insofern unsere ganze Beachtung, als in ihr die Erklärung für den grossen Unterschied gegeben ist, der zwischen der Misch-Mundart und der Schriftsprache bezüglich der genannten Konsonanten besteht. Wir wollen

*) Man sehe hierüber: Schleicher Die deutsche Sprache S. 89 u. ff.

den obigen Vorgang, sowie diesen Unterschied noch an ein paar Wörtern der Misch-Mundart näher veranschaulichen:

Mundart:	Hochdeutsch:
Schoap (p = t.),	Schaf (f = a.);
drage (d = m.),	tragen (t = t.);
dohv (v = a.).	taub (b = m.).

So finden wir statt der im Hochdeutschen gebräuchlichen Zischlaute s oder z als An-, In- und Auslaut in jener Mundart durchgängig ein t, wie nachstehende Wörterreihe schon zeigt: „Tong, (niedersächs. tunge), Toang, twie, Tuhn, tien“ für Zunge, Zange, zwei, Zaun, zehn; sodann „Walter (nds. water), mäte, sette“ statt Wasser, messen, sitzen; und „dät, wat, Hart“ für das, was, Herz.*)

Eine Erscheinung entgegengesetzter Art ist die Aussprache des anlautenden s als spitzes z in den Wörtern Zabel, Zoldat, Zekond, Zoet, zästeg, Zophih für Säbel, Soldat, Sekunde, Sorte, sechsig, Sophia u. a. Doch auch diese Eigentümlichkeit, die ja im Widerspruche steht mit dem in der Mundart sonst durchgeführten Grundsatz, die Aussprache der Wörter thunlichst zu erleichtern, muss wohl wieder mit der Abstammung der Mundart zusammenhängen. Für diese Annahme spricht schon das nds. zabel für hochdeutsches Säbel. Das alte s hat sich noch erhalten in den Wörtern „verlehse, befrehse, ech wahs“ = verlieren, erfrieren, ich war (Alter Infinitiv: wesen).

In manchen Wörtern der Misch-Mundart scheinen r mit l oder n, n mit l vertauscht zu sein; aus Orgel ist Olgel, aus Dörpel ist Dölper, aus Wervel (Wirbel) ist Welver geworden; weiter sagt man Erbel oder Elber zu

*) Diese Bemerkung über den Gebrauch des t an der Stelle des s oder z findet keine Anwendung auf den Dialekt der Stadt Aachen und ihrer nächsten Umgebung, und gilt auch nicht in ihrem ganzen Umfange von der Mundart der Kreise M.Glabach (besonders des südlichen Teiles), Neuss und Düsseldorf.

Erdbeere, Schläck für Schnecke, Nieres für Reiner und dergl. m. Als Anlaut vertritt d das hochdeutsche t; daher Düer, dür, Druve für Thür, teuer, Trauben.

Ch hat sich als In- oder Auslaut vielfach behauptet, wo die entsprechenden hochdeutschen Formen nur noch h haben z. B. Hüechde, hüecher, fröch, soach, geschoach statt Höhe, höher, früh, sah, geschah.

Im allgemeinen steht aus- und inlautend k an der Stelle des ch im Hochdeutschen; so Bok, Wäk, Loek, Daek, stäeke für Buch, Woche, Loch, Dach, stechen. Durch die letztere Eigentümlichkeit wird die Misch-Mundart namentlich der holländischen Sprache ähnlich; durch ihr „ech“ scheidet sie sich dagegen wieder streng von dem eigentlichen Niederrheinischen, da man in dieser Sprache überall „ek“ statt „ech“ hört.

Eine besondere Bewandnis hat es in der Misch-Mundart noch mit der Aussprache des auslautenden g oder ch. Im Dialekt der mehr nach Norden gelegenen Ortschaften, wo sich nämlich schon das Streben zur Verstärkung aller Gaumenlaute (nach dem Muster des Niederländischen und Westfälischen) bemerkbar macht, hört man jene beiden mehr als rauhe, breite Kehllaute. In dem südwestlichen Teile dagegen und vor allem in den Grenzen des Aachener Sprachidioms tritt die entgegengesetzte Erscheinung hervor, und hört man hier g und ch (auch wohl s) auffallend weich, ja stellenweise einem sch nahekommend, aussprechen. Die notwendige Folge hiervon ist, dass zwischen dem Stammvokal und dem nachfolgenden weichen Gaumenlaute stets ein leises i vernehmbar wird. Man darf diese letzte Eigentümlichkeit wohl ein charakteristisches Merkmal der Aachener Mundart und des Dialektes der westlich gelegenen Kreise nennen, das sich auch bei Gebrauch des Hochdeutschen äussert

und daher jeden Landsmann aus dieser Gegend sofort verrät. Die Mundart ist wohl Schuld daran, dass man dort lieber Aigen, Buig, auig als Aachen, Buch, auch ausspricht. Wenig übereinstimmend mit dem Hochdeutschen sind in der Misch-Mundart alle Wörter mit einem v bzw. f oder einem b als In- und Auslaut. Fast regelmässig steht hier ein f bzw. v, wo man dort ein b, umgekehrt hier ein b, wo man dort ein v oder f hat. Beispiele: Stoev, halv, Schärv, Hohp, hälpe, dep für Staub, halb, Scherbe, Haufen, helfen, tief. Bezüglich des f-Lautes macht man noch die Beobachtung, dass dessen Aussprache in der Misch-Mundart weniger scharf zu nennen ist, als im Hochdeutschen; in vielen Wörtern klingt das f sogar dem w sehr ähnlich z. B. in For, Foesch, Vadder statt Futter, Frosch, Vater.

Vielfach hat ng in seiner Aussprache (wenigstens im Munde älterer Leute) nach früherer Art eine Teilung in seine Bestandteile n und g beibehalten, oder aber es ist zu nk erhärtet. Man hört noch Versicherun-g, Beratung-g für Versicherung, Beratung; stets klingen Gesang, Klang, jung als Gesoank, Kloank, jonk.

Eine besondere Aufmerksamkeit verdienen noch die Konsonantenhäufungen der Misch-Mundart. Sie veranschaulichen unsern Augen so recht, dass diese gewöhnliche Volkssprache nur darauf sinnt, die Ausdrucksweise möglichst kurz und bequem zu gestalten, und dass sie bei diesem Streben die einfachsten aber wirksamsten Mittel anzuwenden weiss. Viele in ihrer Aussprache unbequeme Häufungen sind behufs glatterer Abrundung des einen oder andern lästigen Lautes beraubt, andere Häufungen sind gar gänzlich ausgestossen. So haben z. B. in unserm Hochdeutschen gebräuchliche Zusammensetzungen mit r als rt, rz, rst, rsch dieses r in der Mundart fallen

lassen, was wir an den Wörtern Hiet, Káz, Kiesch für Hirt, Kerze, Kirsche sehen. Die Häufungen rs und rst sind zu „sch“ oder „scht“ abgeändert, so in „besongesch, oangesch, Duesch, Wuesch“ statt besonders, anders, Durst, Wurst. Für auslautendes und inlautendes rn finden wir in den mundartlichen Wörtern blos r, für st und chs meistens s, für pf ein p. Beispiele: Stär, Koare, Pohs, Lahs, Flahs (mhd. vlahs), Wahs, Droep, Hopp statt Stern, Korn, Post, Last, Flachs, Wachs, Tropfen, Hopfen. Inlautendes lt oder ld ist häufig gänzlich weggeblieben, so in den Formen kaut, aut, boe, haue, faue für kalt, alt, bald, halten, falten.

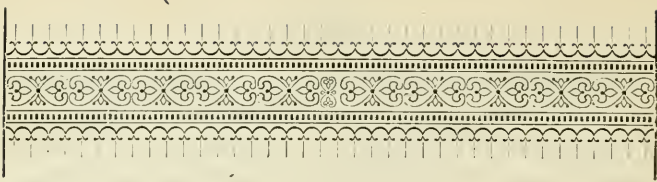
Entsprechend der Eigenart der vielen Ortsdialekte und den grössern oder geringern Abweichungen der letztern von der Schriftsprache ist in den einzelnen Fällen auch die berührte Abänderung oder Vereinfachung der Konsonantenverbindungen bedeutender oder nicht. Während uns beispielsweise in der Mundart der Kreise Heinsberg und Geilenkirchen (teilweise), woselbst das Sprechen mit halbverschlossenem Munde und der gerügte Nasallaut besonders eingerissen sind, die überdeutliche, näselnde Aussprache der nd-Endung auffällt, kennt die Mundart der übrigen Kreise diese Endung kaum, sondern hat dieselbe durchweg durch nk ersetzt. (Siehe I. Abtlg., „Unterabteilungen“ usw.). Inlautend dagegen wird hier wie dort nd meistens als ng ausgesprochen: z. B. sängeg, wengeg, besongesch statt sandig, windig, besonders u. a.

Wenn wir anderseits in vereinzelt Fällen bei der Misch-Mundart auch Konsonantenhäufungen antreffen, welche die Schriftsprache nicht kennt, so dürfte diese Erscheinung meistens ebenfalls den wiederholt angeführten Grund haben. Wir nennen hier zunächst die platte Endung mp in Koamp (ahd. champ), kromp (ahd. crumb)

für hochdeutsches Kamm, krumm. Dieselbe Bewandnis hat es mit den meisten Formen, die in der Mundart ld als Inlaut haben, während die entsprechenden hochdeutschen Wörter ll oder l zeigen z. B. Kälder (ndl. Kelder), Sölder, Mölder, Tälder, Dahlder statt Keller, Söller, Müller, Teller, Thaler.

Alle diese in- und ausserhalb der Misch-Mundart liegenden Mängel und Übelstände, wie dieselben bezüglich der Lautverhältnisse festgestellt werden können, ergeben zusammengenommen wohl das Wesen der sogen. Mundfaulheit, d. i. des bekannten Krebschadens, der in der Gegend von den Lehrern und den Dirigenten vieler Vereine fast vergeblich bekämpft wird.





B. Über die Wortbilder und den Wortschatz der Misch-Mundart.

A) Die Wortbilder.

Die Wortbilder der Misch-Mundart sind von den hochdeutschen wesentlich verschieden. Es kommt da zunächst eine Menge Formen in Betracht, denen man auf den ersten Blick anmerken kann, dass ihr Heimatland draussen in der Fremde zu suchen ist; wir meinen hier die vielen lateinischen und französischen Wörter. Bei andern erheischt die Beantwortung der Frage nach ihrer Heimat etwas mehr Nachdenken. Infolge der nahen Verwandtschaft des Plattdeutschen mit dem Holländischen, sowie durch die ehemaligen innigen Beziehungen zwischen unserer Gegend und jenem Lande müssen ja notwendig Misch-Mundart und holländische Sprache manches Gemeinsame aufweisen. Blieb nun bei den zwei oben genannten Sprachen der Einfluss nur auf das Eindringen mancher Wörter beschränkt, so musste der des Holländischen viel tiefer gehen, und, wie wir schon beim Lautsystem erkannten, auch das innere Wesen und den Bau der Misch-Mundart ergreifen. Darum entdeckt man denn besonders in der Mundart der meisten Grenzorte so viele Wortbilder, die in ihrem Kern wohl deutsch, aber nach holländischer Mode bekleidet, d. h. mit holländischen Wortbildungs- und Wortbiegungssilben versehen sind. Neben ihnen stehen andere, die

wohl hochdeutschen Ursprunges sein dürften, die jedoch den fremdländischen Charakter mehr abgelegt und eine Abänderung nach dem Muster und im Geiste unserer Volkssprache durchgemacht haben. (Näheres enthält das folgende Kapitel.)

Die Wortbilder der Schriftsprache stellen durchweg längere, aus allen möglichen Konsonanten künstlich aufgebaute Gerippe dar, deren Lücken mit verhältnismässig wenigen Vokalschattierungen ausgefüllt sind. Weiter zeigt ihre Zusammensetzung eine ausgedehnte Verwendung unbequemer Zischlaute, oder als lästige Anhängsel irgend eine Endung mit Konsonantenhäufung. Beurteile man von diesen Gesichtspunkten aus nur einmal das Wort »Herzensbedürfnis«. Wie sodann eine etymologische Zergliederung dieses Wortes beweist, enthalten derartige Kunstzeugnisse unserer Schriftsprache neben vollständigen Wörtern die verschiedenartigsten und verschiedenwertigsten Silben, die im Laufe der Zeit auf mannigfache Art an- und ineinander gefügt worden sind. — Obiges Beispiel vermag auch wohl gleichzeitig zu veranschaulichen, wie freilich manche unserer hochdeutschen Wörter in diesem Entstehungsprozesse zu recht dünnen, unschönen Formen zusammengeschrumpft sind. — Eine derartige künstliche Wortbildung ist aber nicht ohne die nachteilige Folge zu denken, dass bei vielen Wörtern dadurch Ursprung und Bedeutung verdunkelt werden mussten. Diesbezügliche Untersuchungen machen es daher wohl nötig, dass man solche komplizierte Wortbilder zunächst all der in der Zeit entstandenen Umhüllungen entkleide und so den Kern herauschäle. Hierbei erhält man dann vielfach ähnliche Gebilde, wie sie der Misch-Mundart durchweg eigen sind. Ihre Wortbilder sind meistens kurz und klar und es dürften sich manche von ihnen — wenn wir uns

so ausdrücken dürfen — noch in einem sogen. Naturzustande befinden und Formen sein, denen viele unserer heutigen hochdeutschen Wörter geglichen haben, bevor sie jenen Jahrhunderte langen Entwicklungsprozess der innern Lautveränderung und der mannigfachen Ansätze von aussen in Gestalt der vielen Vor- und Nachsilben oder ganzer Wörter durchgemacht hatten. Der streng konservative Dialekt ist kein Freund von den genannten Massnahmen; wohl möchte er das Gegenteil und kürzt und vereinfacht daher, wie wir auf den vorigen Seiten sahen, die Wortbilder. Schon aus den mitgeteilten Beispielen wird jedem Leser das Bestreben der Mundart aufgefallen sein, wo möglich nur hochtonige Silben bestehen zu lassen, und so hat denn wirklich dieser intensive Sprachbesen des Volksmundes nach und nach eine Menge Nebensilben von seinen Wortbildern hinweggefegt und andere betonte zu unbedeutsamen Nebenbildern abgeschwächt. Denn gar nicht selten trifft man als Reste ehemaliger Wörter nur die Stammsilbe, ja sogar nur noch den blossen Stammvokal der Hauptsilbe an. Ein paar Beispiele sollen dieses zeigen:

1. Hochdeutsch:

Unsere, beieinander,
Mägede, zurück, Erdäpfel,
Buchweizen, Pfrsich, ruhig;

2. Misch-Mundart:

Ues, biehn, Mä, tröck,
Ärpel, Bocket, Piesch, rühg;

sodann: „Dä's getroffe, kannstet“ für „Das ist getroffen, kannst Du es“. Wie die Mundart zum Zwecke der flüssigern Aussprache gerne unbequeme Laute fallen lässt, so versteht sie sich in ähnlicher Weise darauf, aus zwei- oder dreisilbigen Wörtern einfachere einsilbige zu formen. Bei diesem Vorgange hat das Zusammentreffen der verschiedenen Konsonanten gar mancherlei Assimilationen herbeigeführt; der Beweis hierzu wird ebenfalls durch die

obigen Beispiele erbracht. Schwerfälligere Wortbilder mit einer hochtonigen und mehreren mitteltonigen Silben richtet die Misch-Mundart gewöhnlich zu leichtern Trocheen ein, wie Waldbeere, Nachbar, Nachmittag zu Walber, Noaber, Noamdeg. Ein jeder begreift nun auch wohl leicht, warum die Volkssprache nicht dem Beispiele der Schriftsprache gefolgt ist, als diese z. Z. in allen Wortbildern mit inlautendem au bezw. eu und der Endung er zwischen diesen beiden Bestandteilen noch ein e einschob. Die Mundart hielt vielmehr die kürzern Formen: Mur, sulr, Führ, dühr für Mauer, sauer, Feuer, teuer ruhig bei.

Indessen hat das Strében unserer Volkssprache nach Vereinfachung der Wortbilder es nicht verhindern können, dass sich auch Formen eingeschlichen haben, in welchen sie in das gerade Gegenteil verfallen ist. Doch selbst auch bei deren Entstehung scheint wieder die sogen. Mundfaulheit mit im Spiele gewesen zu sein. Vergleichen wir z. B. die mundartlichen Formen „Schuehne“ und „Driehne“ mit „Schuhe“ und „Drehen“, so wird uns schon bald klar, dass das Einschieben dieses n-Lautes nicht unbeabsichtigt ist. Die unmittelbare Aufeinanderfolge zweier Vokale ist für die Aussprache unbequem, weil sie einen wiederholten Stimmansatz notwendig macht. Das Sprachgefühl, das diese Aufeinanderfolge nicht wohl ertragen kann, hat daher auch hier für Abhilfe gesorgt, indem es in solchen Wortbildern zwischen den beiden Vokalen einen beliebten Konsonanten, und zwar meistens ein n, einfügte. Ähnlich ist auch in manchen längern Ausdrücken, zumal in solchen, die der Volksmund sehr häufig anzuwenden gewohnt ist, diese unbequeme Berührung zweier Vokale durch Anhängen oder Vorstellen eines Konsonanten vermieden; man sagt z. B. stets „diese Morge“, dagegen selten „diese Oavend“, sondern lieber „diesen-

Oavend“; in ähnlicher Weise findet das Herüberziehen des Schlusskonsonanten zum folgenden anlautenden Vokale statt in 'den Ausdrücken: „nen-Alp (A. = Affe), nen-Olger (O. = Orgel), nen-Ühles“ (Ü. = Schlüssel) u. v. a. Die beliebte Verwendung des n als Lückenbüßer in obigem Sinne wird uns noch besser durch die Sprechweise so vieler klar, die diesen Laut gewohnheitsmässig vor so manche Wörter mit vokalischem Anlaut setzen, die man z. B. nie das sonst gebräuchliche „ijoa“, sondern stets „njoa“ sagen hört.

Wir wollen schliesslich noch daran erinnern, dass die Misch-Mundart bei einigen Wörtern eigenmächtig in der Betonung verfährt. Hört man doch, namentlich von alten Leuten, die Wörter Mittag, Tabak, Kirchthüre, lebendig, Michael, Reiner meistens als „Meddag, Tuboak, Kerkdüer, lävenzig, (ist freilich eigentlich richtig), Michehl, Renier“ aussprechen.

Nicht zu vergessen ist bei Beurteilung aller von uns mitgeteilten Eigentümlichkeiten der mundartlichen Wortbilder, dass ein jeder ländliche Kreis des Gebietes seine mehr oder weniger besondere Sprechweise besitzt, auch über eine ganze Reihe ihm allein eigener Wörter verfügt und andere nach seiner Manier abändert. Daher musste denn allmählich die grösste Regellosigkeit an die Stelle von Formenfestigkeit allenthalben eintreten.

B) Der Wortschatz der Misch-Mundart

Gewiss erwarten die Leser schon aus den vorhergegangenen Ausführungen von uns hier die Bemerkung an der Spitze, dass der Wortvorrat der Misch-Mundart im Vergleich mit dem reichen Wortschatze des Hochdeutschen ein sehr beschränkter ist, dass wir weiter in

jener Auswahl selbst nur ein Gemisch verschiedener Sprachen und Dialekte ihnen vorzuführen vermögen.

Unsere erste Behauptung, den Wortschatz betreffend, bedarf indessen gleich einer gewissen Einschränkung bezw. einer Erläuterung. Eine jede lebendige Sprache wird sich mit ihren Begriffsbezeichnungen selbstverständlich nach den Bedürfnissen ihres Trägers, also nach dem Volke, das sich der Sprache bedient, richten. Der Wortschatz einer Sprache muss somit notwendig ein bestimmtes Verhältnis einnehmen zu dem Gedankenkreise und dem gesamten Geistesleben des betreffenden Volkes. Weiter wird die Entwicklung und Vervollkommnung einer Sprache mit dem Bildungs- und Entwicklungsgang der Bewohner gleichen Schritt halten. Die Erfahrung bestätigt dieses nicht allein an den verschiedenen, für kleinere Landesgebiete passenden Dialekten, sondern auch an jeder grossen Landessprache lässt sich diese Thatsache nachweisen. Daher kann man auch von der Misch-Mundart ohne weiteres voraussetzen, dass sie einen genügenden Wortvorrat aufweisen wird, um jenen Bewohnern als Umgangssprache ihre Dienste leisten zu können. Durch diese Bedeutung der Mundart wird aber auch schon der Hauptbestand ihrer Wörter näher bestimmt und auf den Unterschied, der in diesem Punkte zwischen ihr und der vornehmern Schriftsprache festzustellen ist, hingedeutet. Beobachtungen des mundartlichen Wortbestandes lassen nämlich alsbald einen bedeutenden Schatz der verschiedensten „technischen“ Bezeichnungen bei den feinführendsten Abstufungen und Schattierungen für gewöhnliche, alltägliche Dinge, Eigenschaften, Thätigkeiten u. drgl. entdecken, dagegen Hunderte Ausdrücke vermessen, deren man notwendig bedarf, sobald man die gedachte Umgebung mit dem ihr eigenen Interessenkreise hinter sich zurücklassen

muss. Da lernt man so recht einsehen, dass die Mundart mit ihren Wörtern gleichsam nur eine „Werktagssprache“ ist, die sich für den feinem Sonntag schlecht verwerten lässt. Wie also bei der Misch-Mundart der Vorrat an Wörtern nach unten hin, d. h. an Bezeichnungen für mehr gewöhnliche Dinge und sinnliche Vorstellungen, zunimmt, so geht ihr diese Fähigkeit nach oben hin, d. h. die Auswahl an Wörtern für höhere, abstrakte Begriffe, immer mehr ab. Das Verhältnis, in welches durch diese Thatsache die Mundarten zu jeder grossen Litteratursprache treten müssen, sichert den erstern eine nicht zu unterschätzende Bedeutung, indem sie dadurch trotz ihrer grossen Dürftigkeit doch in vielen Fällen zur Ergänzung der andern Sprachen werden können. Wir finden diesen Gedanken schön ausgedrückt in Linnig's »Bilder«, woselbst es S. 37 heisst: „Dem Leben der Dialekte ist es zuzuschreiben, dass für ein und dasselbe Ding verschiedene Bezeichnungen aufkommen; aus ihnen wachsen auch den herrschenden Litteratursprachen fortwährend neue Wörter zu, Eine Sprache bedarf des Unterwuchses der Mundarten als einer Lebensbedingung; losgelöst von diesen Quellen ihrer Nahrung, müsste mit den äusseren Formen auch der Geist einer Sprache absterben“.

Für die Zusammensetzung des Wortschatzes der Misch-Mundart sind bekanntlich Lage und Vergangenheit des Gebietsteiles bestimmend gewesen, so dass sich zu dem eigentlichen ursprünglichen Grundstocke in der Folge notwendig viele fremdländische Ausdrücke, sowie solche aus benachbarten Mundarten hinzugesellen mussten. Es würde unzweifelhaft eine ebenso reiche als interessante Sammlung werden, falls jemand alle die Ausdrücke, die die Misch-Mundart namentlich aus dem Lateinischen,

Französischen und Holländischen entlehnt hat, zusammenstellen wollte; man würde darin einen ziemlichen Bruchteil des gesamten Wortvorrates vor sich haben. Über all den Fremdlingen dürfen wir sodann der bunten Schar individueller Bezeichnungen nicht vergessen, welche ihre Entstehung jedenfalls der Neigung des Volksmundes, den Dingen einen ihrer Eigentümlichkeit entsprechenden Namen beizulegen, verdanken. (Näheres brachte hierüber das Kap. »Anschaulichkeit und Natürlichkeit der Misch-Mundart«.) Freilich hat die Misch-Mundart im Laufe der Zeit auch schon manche hochdeutsche Wörter ihrem Wortschatze einverleibt; jedoch ist, namentlich in allen Grenzorten, deren Häuflein noch wider Erwarten klein. Aus beschränkter Kenntnis der Schriftsprache sind zudem gar viele hochdeutsche Ausdrücke der grössten Misshandlung ausgesetzt, oder es wird mit ihrer richtigen Bedeutung nicht so ganz genau genommen. Gar nicht selten lässt daher ihr fehlerhafter Gebrauch im Bunde mit unverständenen und korrumpierten Fremdwörtern Ergötzliches zu Gehör kommen. Wir erlauben uns ein paar Beispiele als Belege mitzuteilen: In einer Gesellschaft rügte es ein biederer Ackersmann, dass „dä nüwe, jüst intim angestälde Jagdopsechter dä jonge, firmos inträssiede Jagdhonk, wägen dät dä ene Has net ganz ächt importiet hät, esue diräk oahne Abseg alteriet“. (Dieses sollte heissen, „dass der neue, just definitiv angestellte Jagdaufseher den jungen, famos dressierten Jagdhund, weil dieser einen Hasen nicht so ganz richtig apportiert hat, so ohne Rücksicht maltrahiert.) Auch erkundigte sich ein besorgter Vater beim Lehrer des Dorfes nach der „Enthaltbarkeit“ der Tochter (E. sollte hier bedeuten, ob das Kind auch seine Lektionen gut auswendig lerne); ein anderer klagte darüber, „dass er, weil das Trink-

wasser so sehr betrübt sei, den Pfütz (Pött, nds. pütte = Brunnen) und die Pfumpfe operieren lassen müsse“.

Selbst der Umfang mancher mundartlichen Wörter, die sich lautlich kaum von den entsprechenden hochdeutschen unterscheiden, deckt sich nicht immer mit dem der letztern; von andern ist die Bedeutung nur eine provinzielle, für einen bis zwei Kreise geltende. Beide Umstände sind wieder recht dazu angethan, das Übersetzen der Misch-Mundart in das Hochdeutsche zu erschweren. Zu diesen Behauptungen hier einige beweisende Beispiele:

Man nennt in der Misch-Mundart

Uhr,	was im	Hochdeutschen	Stunde	heisst,
Kloack,	„ „	„	Uhr	„
gälp,	„ „	„	üppig	„
Hoase,	„ „	„	Strümpfe	„
Minsch,	„ „	„	Mann	„
söü (sie),	„ „	„	man	„
schwatt (schwarz)	„ „	„	schmutzig	„
Glas,	„ „	„	Fenster	„
glick (gleich)	„ „	„	nachher	„

Auch isst man in der ganzen Gegend, selbst auf den grössten Bauernhöfen, keinen „rohen Schinken“, wohl aber — „grön Schenk“. Ähnlich kann der, der über einen weiten Stimmumfang verfügt, nach dem dort geläufigen Volksausdruck nicht „hoch“ und „tief“, sondern „fin on groaf“ singen.

Fragen wir uns nun, welches wohl der grösste Schaden sein wird, auf den wir bei genauerer Beurteilung des Wortschatzes der Misch-Mundart stossen. Es ist dieses jedenfalls der folgenwichtige Übelstand, den wir schon auf den vorhergehenden Seiten kurz berührten, wo wir den Leser davon zu überzeugen suchten, dass der Wortschatz der Misch-Mundart nur arm und dürftig

sei, und besonders dann grosse Lücken verrate, sobald man sich über die Grenze der gewöhnlichen Unterhaltungssprache begibt. Weil wir es hier mit einer Seite der Mundart zu thun haben, die ohne Zweifel von grösster Wichtigkeit für unsere Volksschulen ist, so soll uns dieselbe im Folgenden noch etwas weiter beschäftigen.*)

Ein Blick über die Wörter der Misch-Mundart belehrt uns dahin, dass dort alle künstlichen Wortbildungsmittel nur spärlich Anwendung gefunden haben. Daher fällt eine ganze Reihe aller Sprossformen, namentlich der durch Nachsilben gebildeten Dingwörter, aus. Klein ist vor allem die Anzahl der Gedankendingwörter, also der auf „ung, heit, keit, nis, schaft, tum“ endigenden. Dass sich uns auch manche eigenartige, ungewöhnliche Bildungen bei unserer Umschau in den Weg stellen, steht ja zu erwarten. So z. B. ersetzt die Misch-Mundart „keit“ stets durch „heit“ und schiebt ferner in diesen Wörtern zwischen dem ursprünglichen Worte und der Nachsilbe gern noch die Silbe „eg“ ein, z. B. Verkiedeghet, Grueteghet, Gogeghet, Koaegeth statt Verkehrtheit, G. — Grossthuerei, Güte (Gutheit), Bosheit. Wir gehen indes wohl nicht fehl, wenn wir auch hinter dieser Eigentümlichkeit wieder den bereits früher erwähnten Zweck, Bequemlichkeit in der Aussprache, vermuten. Die eingeschobene Silbe macht es nämlich möglich, dass sich in diesen Wörtern g und h zu einem schärfern ch ergänzen, mit welchem Laute nun stets die letzte Silbe ansetzt. Die Silben „chen“ und „lein“ sind durch „sche“ oder „ke“ vertreten; „sche“ ersetzt auch „in“. Beispiele: Bänkske, Büedsche; dann Niesche, Halfesche, Wäschesche, Krüesche für Bänkchen,

*) Hier war kaum zu vermeiden, dass auf einige Erscheinungen eingegangen werden musste, die vielleicht ebensogut unter der vorigen Überschrift hätten erwartet werden können.

Bündelchen; Näherin, Halbwinnerin, Waschfrau, K. — Frau, welche das Unkraut ausjätet. In Kueneng und Hoeneng (König, Honig) steht „eng“ für hochdeutsches „ig“. Eine ganze Reihe weiblicher Dingwörter hat die im Hochdeutschen unbekannte (mehr holländische) Nachsilbe „de“, so in den Wörtern „Stärke, Hüechde, Länge, Näetzde, Drüegde, Gewännde“ für Stärke, Höhe, Länge, Nässe, Trockenheit, Gewohnheit. Andere Formen haben die in der Schriftsprache ungewöhnliche Endung auf „em“ z. B. Faddem (Fahm), Bäessem, Mueddem, Degsem, Boeddem statt Faden, Besen, Mode, Teig, Boden.

Spärlicher noch als die Nachsilben sind die Vorsilben angewandt; am häufigsten treffen wir sie an beim Zeitworte, und zwar sind es hier besonders die Silben „be, ge, ver“; „ge“ steht meistens für hochdeutsches „zer“, so in „gebroake, gespronge, geriete, geschlage“ (zerbrochen, zersprungen, zerrissen, zerschlagen). Ähnlich finden wir „ver“ für „er“; daher „vertälle, verkälle, verschräcke, verdrenke“ statt erzählen, erkälten, erschrecken, ertrinken.

Günstiger steht es um die Zusammensetzungen aus ganzen Wörtern, wenn wir einige Unregelmässigkeit und Willkür bei manchen Bildungen übersehen wollen. So ist in der Mundart namentlich das Verbindungs-s zwischen zwei zusammengesetzten Dingwörtern beliebt, wie in „Hongstall, Päetsflesch, Oavesdüer“ statt Hundestall, Pferdefleisch, Ofenthür.

Die erwähnte Wortarmut der Misch-Mundart hat noch andere Nachteile im Gefolge. Als einen solchen bemerken wir zuerst die vielen langen Umschreibungen statt der kürzern direkten Bezeichnungen. Wenn der Leser bedenkt, dass man in jener Volkssprache z. B. den Begriff „Enkel“ nicht kürzer geben kann, als durch den Satz „Van dät Kenk bön ech dr Bästevatter van“, oder

den Ausdruck „Es ist Windstille“ zu „Et ös stöll va Wenk“ erweitern muss, dann wird er uns obige Behauptung wohl ohne weiteres glauben. An zweiter Stelle sei hier die grosse Ungenauigkeit in vielen Bezeichnungen angeführt. Jener Wortmangel zwingt eben dazu, möglichst viele Dinge unter einen Hut, d. i. unter einen Namen zu bringen, woher denn in so vielen Fällen für mehrere durchaus verschiedene Begriffe nur eine Bezeichnung zur Verfügung steht. Wir verweisen hier auf die bereits früher gebrachte Bemerkung über den Gebrauch der Wörter „fätt“ und „kapott“. In einigen Ortsdialekten des Kreises Kempen kennt man sogar für sämtliche Arten kleinerer Vögel und fliegender Insekten gewöhnlich nur die eine Benennung „e Möschke“. Wie hier, so vermisst man überhaupt sehr häufig die genauere Klassifizierung weiter Begriffe, was den Ausfall so vieler Ausdrücke für sinnverwandte Vorstellungen verursacht hat. Für die Verwendung dialektischer Wörter in mehrfacher Bedeutung noch einige Beispiele zur Erläuterung. Nach dem Vorbilde anderer Sprachen steht das Wort „häll“ (hart) in folgendem Sinne:

1. Dä Stehn ös häll (hart).
2. Ech bön häll (schnell) gelohpe.
3. Hä schreide hell (laut).
4. Et rägent häll (heftig).

Das Rätsel ist freilich leicht zu lösen, sobald man bedenkt, dass „hart“ ehemals in der deutschen Sprache auch „sehr“ bedeutete. Einen schönern Beleg noch liefert das Wort „thun“:

1. Due mech dät = Schenke mir das.
2. Due mech dät schrihve = Schreibe mir das.
3. Due de Düer tau = Mache die Thüre zu.

4. Dät wüer en Duen gewäs = Das wäre eine Arbeit gewesen.

5. Doa häb ech nix drüever te duen = Das lässt mich gleichgiltig.

6. Doa woar gen (kein) Duen dran = Da konnte nichts helfen.

7. Dät häb ech net van duen = Das habe ich nicht nötig.

8. Dät woar e gäck Geduens = Das war ein auffälliges Gebärden.

9. Dät deht nix = Das schadet nichts.

10. Dät sall et wahl duen = Das ist ja natürlich.

11. Doa häb ech apat ge Wie-Duen van; W. = Schmerzen. Diese Redensart ist, — neben manchen anderen — nur in übertragenem Sinne gebräuchlich.

Um den Gegensatz, wie sich im Hochdeutschen so häufig mehrere Ausdrücke für dieselbe Sache finden, dagegen in der Mundart ein Wort häufig in mehrfachem Sinne stehen muss, noch schärfer hervortreten zu lassen, soll hier noch kurz auf das Gebiet der hochdeutschen Synonyme hingewiesen werden. Wie reich hieran stellenweise erstere Sprache ist, vermag wohl schon in etwa die in unserer gewöhnlichen Zeitungslektüre sehr bekannte Gruppe einiger als Attribute angewandten Eigenschaftswörter, die doch in gewissem Sinne alle mehr oder weniger miteinander verwandt sind, zu zeigen. Lassen wir die „ergötzlichen“ und verwandten Vorfälle gänzlich unberücksichtigt, und merken uns bloss die zwischen den uns gleichgiltig lassenden „sonderbaren“ bis zu den „haarsträubenden“ liegenden, so lesen wir da noch von: „eigentümlichen, eigenartigen, merkwürdigen, unangenehmen, dunklen, traurigen, betrübenden, rührenden, bedauerlichen, bedauernswerten, kläglichen, beklagenswerten, geheimnis-

vollen, schlimmen, unbegreiflichen, ergreifenden, unerquicklichen, erregenden, aufregenden, gefährlichen, unglücklichen, verhängnisvollen, bedeutungsvollen, folgenschweren, fürchterlichen, furchtbaren, schrecklichen, grausigen, grauenhaften, ekelhaften, schauerlichen, grässlichen, scheusslichen, entsetzlichen, erschütternden, entrüstenden u. a. Vorfällen.

Dass sich jedoch die Mundart mit ihrem beschränktem Wortschatz „nach der Decke“ zu strecken weiss, das haben wir ja schon im ersten Teile, wo über die Kürze dieser Sprache die Rede war, gebracht. Ferner beweist dieses, wie sie z. B. in Ermangelung der bezüglichen Wörter die verschiedenen Grade mancher Eigenschaften ausdrückt. Hier hilft sich die Mundart ebenfalls mit Umschreibungen aus und sagt: „e pinke kroank, e bitsche loache, e wenneg ruet“ für kränklich, lächeln, rötlich. Von andern mundartlichen Nebenformen kennt man noch: ruetächteg. bäcächteg, loachächteg statt rötlich, fromm, l. = Lust verspüren zum Lachen.

Noch ein kurzes Wort bezüglich mancher Zeit- und Eigenschaftswörter. Bekanntlich steht bei vielen Zeit- und Eigenschaftswörtern der Schriftsprache hinter deren gewöhnlichen Bedeutung noch eine übertragene. Das kennt man in der Misch-Mundart kaum, ein Umstand, der das volle Verständnis des Hochdeutschen stellenweise nicht unwesentlich erschweren will, da er Anlass zu Missverständnissen geben kann. Statt der vielen zu Gebote stehenden Belege möge folgendes eigene Erlebnis des Schreibers als Illustration mitgeteilt sein. In der Oberklasse einer Landschule liess derselbe z. Z. als Ergänzung zum Geschichtsbilde des grossen Kurfürsten das bezügliche Lesestück nachlesen. Der zweite Satz dieser Abhandlung lautet wörtlich: „Er (nämlich der Vater des grossen Kurfürsten) war der schweren Zeit, in der er lebte, wenig

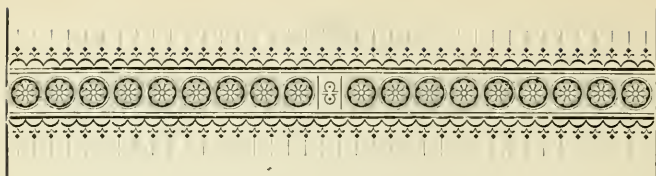
gewachsen“. Als später die Schüler veranlasst wurden, das Gelesene mit eigenen Worten wiederzugeben, schien anfangs gerade dieser schwere Satz am besten verstanden worden zu sein. Aber siehe da! Eines der fähigsten Kinder gab denselben, nachdem es für nötig erachtet hatte, das im Buche fehlende (?) Wort „in“ zu ergänzen, in folgender Fassung wieder: „Der Vater des grossen Kürfürsten war in der Zeit klein geblieben“.

Es ist aber nicht zu verkennen, und wir dürfen es angesichts der vorausgeschickten vielen Bemängelungen des mundartlichen Wortschatzes hier durchaus nicht unerwähnt lassen, dass diese Sprache zwar auch über eine Menge, zumteil recht schöner Bildungen gebietet, die ihrer knappen, die Sache scharf bezeichnenden Form, vor den entsprechenden hochdeutschen entschieden den Vorzug verdienen, oder die man vielleicht hier überhaupt vergeblich suchen könnte. In erster Linie gilt dieses von vielen Zeit- und Eigenschaftswörtern. Oder wer wollte wohl den Sinn des platten Zeitwortes „schellen“, das nämlich irgend einen bestehenden Unterschied andeuten will, in einem einzigen deutschen Worte wiedergeben können? Diesem Worte an die Seite stellen wir noch die Zeitwörter „poate“ und „fenke“, von welchen das erstere das Benehmen der Kinder rügen will, wenn dieselben zur Winterzeit durch wiederholtes Hinauslaufen und Hereinkommen die warme Zimmerluft unnötigerweise abkühlen, während das andere das Spielen der Kinder mit Feuer ausdrückt.

Fassen wir am Schlusse unserer Bemerkungen über die Wortbilder und den Wortschatz der Misch-Mundart die Hauptergebnisse noch einmal kurz zusammen und vergleichen diese Resultate mit den bezüglichen Erscheinungen der Schriftsprache, so ergibt sich: Den hoch-

deutschen reich entwickelten Wortbildern, dem grossen Wortschatz dieser Sprache neben streng logischer Schärfe im Ausdruck kann die Misch-Mundart nur vielfach dürftige Formen, Wortarmut, Weitschweifigkeit und Ungenauigkeit in so vielen Bezeichnungen gegenüberstellen.





C. Ueber die Flexion der Misch-Mundart.

Im eine Sprache sprechen zu können, genügt uns nicht die Bekanntschaft mit ihrem Wortschatz. Beinahe ebenso wichtig und stellenweise noch schwieriger zu erfüllen, ist die zweite Forderung, nämlich die Kenntnis und Sicherheit in der Anwendung der verschiedenartigen Flexion, d. h. der Abänderungen, die an der Form eines Wortes vorgenommen werden, um gewisse Modifikationen seines Begriffes, als Zahl, Fall, Person u. s. w. auszudrücken. Da nun aber gerade in der Flexion Schriftdeutsch und Misch-Mundart so sehr verschiedene Wege gehen, und daher die Volksschule eben hier so manches Falsche zu verbessern, so viele Lücken zu ergänzen hat, so haben wir es für zweckmässig gehalten, auf den nachfolgenden Seiten eine besondere Beleuchtung dieses Punktes vorzunehmen. Der hier zusammengestellte Stoff dürfte gleichzeitig einen Fingerzeig dafür enthalten, was bei der unterrichtlichen Behandlung der Hauptwortarten in der Schule immer das wichtigste bleiben muss. Freilich wurden unsere Untersuchungen über die Abweichungen der mundartlichen Flexion der in dieser Sprache allenthalben zutage tretenden Unregelmässigkeit wegen oft schwierig und muss es daher mit der Mitteilung der bekanntesten und durchschlagendsten Erscheinungen sein Bewenden haben. Hoffentlich werden die Leser nach Durchsicht des Nachstehenden dieses auch zu ermessen

wissen. Auch werden die meisten wohl zu der Überzeugung gelangen, dass die Misch-Mundart in ihrer Flexion äusserst arm ist, dass sie sich auf die verschiedenartigen Abänderungen des Wortbildes, wie sie in der Schriftsprache das logische Verhältnis der Wörter im Satze durch Ablaut, Umlaut, Deklination und Konjugation erfordert, nur ungern einzulassen scheint, dass endlich da, wo derartige Abänderungen zugestanden werden müssen, Schwanken und Willkür häufig ein festes System kaum erkennen lassen wollen. Aus der Reihe der voraufgegangenen platten Beiträge war wohl zur Genüge zu erkennen, dass bei der Misch-Mundart in vielen Fällen auch wieder das Sprachgefühl bestimmend für manche Flexionsformen gewesen sein muss. Die Flexion selbst verrät in vielen Punkten die starke Neigung der Misch-Mundart zum Niederländischen. — Wir nehmen nun aus der Reihe der flexiblen Wortarten:

A. Das Dingwort.

Dieses zeigt zwar auch in der Misch-Mundart ein dreifaches Geschlecht: ein männliches, ein weibliches und ein sächliches. Die bestimmten Geschlechtswörter lauten: „dä, di, dät“, die unbestimmten „ene, en, e“. Vor den Dingwörtern mit H oder D als Anlaut heisst letzteres meistens „en“. Auch hat das sächliche bestimmte Geschlechtswort, besonders wenn es vor einem Gattungsbegriffe steht, noch die Nebenformen „et“ oder „het“, z. B. „Dr Hongertste kännt et Klompemake net“ (Sprichwort); „Hä liet mech et Schrihve“ = Der Hundertste kennt die Holzschumacherkunst nicht; Er lehrt mich das Schreiben.

Gross ist die Anzahl derjenigen Dingwörter der Misch-Mundart, die in ihrem Geschlecht vom Hoch-

deutschen abweichen. Gegen die Regel fanden wir in einigen Ortsdialekten das männliche vor:

Orgel, Zeit, Pech, Wachs, Wichse, Harz, Tuch, Nachtigall, Tinté, Öl, Kreide, Brille, Linal, Petroleum, Gummi, Zehe, Dogge, Moos, Arbeit, Kohle, Ferse, Fibel, Kartoffel, Liter, Schürze, Tenne, Angst, Konzert, Mark (Münze), Pfote, Pulver, Bürste, Hoffart, Nummer, Diele, Musik, Grummet, Pacht, Blei, Rippe;

das weibliche vor:

Fenster, Reifen, Krug, Schinken, Butterbrod, Bach, Maul, Buchfink, Klee, Docht, Kamm, Karoussel, Salat, Spaten, Griffel, Hobel, Thor, Floh, Bleistift, Platz, Mass, Pflug, Pflaster,

und allen Buchstabennamen. Selbst einige männliche Eigennamen liebt noch der Volksmund mit dem weiblichen Artikel zu verbinden; da hört man:

„di Fonk, di Fenk, di Rött“, statt: der Funken, der Finken, der Rütten.

Das sächliche Geschlecht ist beigelegt den Dingwörtern:

Speck, Spiegel, Steg, Schirm, Topf, Leinwand, Leib, Schnur, Fabrik, Schrank, Spitze, Verstand, Scherbe, Stahl, Heimat, Ort, Firma, Koffer, Reis (Pflanze), Russ,

sowie sämtlichen Mädchennamen, z. B. „dät Anne-Micke“, statt die Anna-Maria.

Äusserst mangelhaft und unregelmässig ist die Deklination des Dingwortes, da wir für die verschiedenen Fallformen, wie bekannt, vielfach unschreibende Ausdrücke antreffen, während das Dingwort selbst in allen Verhältnissen unverändert in seiner Grundform stehen bleibt. Der Genitiv fehlt gänzlich; er wird nach der vielverbreiteten Form gebildet: „Ech bönn mi Vatter

sinne Jong“ oder aber nach der andern „Dät ös dä Hot va mi Broer“ = Ich bin der Sohn meines Vaters; das ist der Hut meines Bruders. Das erste Beispiel bringt auch gleichzeitig die alte Verwendung des besitzanzeigenden Fürwortes hinter dem zweiten oder dritten Falle des Dingwortes. Schiller: „Ich mach’ mir an des Illo seinem Stuhl zu thun“. Die Formen für den Dativ und den Akkusativ sind meistens übereinstimmend mit den Nominativformen. Es wäre ein Irrtum, einen blossen Zufall darin erkennen zu wollen, dass in vereinzelt Fällen Ausdrücke vorkommen, die für sich stärker an hochdeutsche Deklinationsformen erinnern; wir denken hier namentlich an die Wörter „enen“ bzw. „nen“ vor dem Akkusativ mancher männlichen Dingwörter. In den Besprechungen über den Lautstand und die Wortbilder der Misch-Mundart wurde bereits näher darauf eingegangen, wie der Volksmund die Aufeinanderfolge gewisser Laute zu verhüten sucht und zwar durch Ausstossen unbequemer oder durch Einschleiben besonders beliebter Vokale und Konsoananten. So finden wir die beiden genannten Artikelformen zunächst vor den Dingwörtern mit vokalischem Anlaut z. B. enen-Üehm, enen-Orgel; weiter treffen wir sie aber auch an vor den meisten männlichen mit H oder D als Anlaut (analog der vorhin erwähnten Erscheinung beim unbestimmten Artikel vor gewissen sächlichen Dingwörtern). So sagt man in der Mundart „Hä fehl üever enen Döüsch“, dagegen „Hä fehl üever ene Stehn“ (Er fiel über einen Tisch, er fiel über einen Stein). Bei allen Objektformen des männlichen Dingwortes, oder wenn dieses durch ein Vorwort des 3. oder 4. Falles eingeleitet wird, ist als Dativ und Akkusativ des best. Geschlechtswortes meistens „dr“ gebräuchlich z. B. „Hä hät dr Hot (sonst „dä Hot“) en dr Noack stoahn“, oder „Dä liet

sech dr Kies (Käse) net nähme“. Wider Erwarten ist die Misch-Mundart überhaupt in manchen Punkten feinführender als die Schriftsprache, und trifft man daher ähnliche genaue Unterscheidungen mehr an; da heisst es „ös Sondes es-Oaves“ (Sonntags abends; also unbestimmt), aber „e Sondeg ten Oavend“ (am vergangenen Sonntag Abend; folglich bestimmt). Eine besondere Eigentümlichkeit besitzt noch die Mundart der westlichen Gebiets-hälfte (namentlich auch die Aachener). Dort hört man in allen Sätzen, in welchen das Dingwort bei den Vorwörtern „in“ und „an“ steht, als Dativ- und Akkusativformen des best. Geschlechtswortes (mit assimiliertem Vorwort) die Wörter „egen“ und „agen“: „Dä schliept wi enen Has egen Kühle“ (Sprichwort), „doa steht ene Pött agen Düehr“ für „Der schläft wie ein Hase in dem Kohl“; „da steht ein Brunnen an der Thüre“. Andere Formen, wie „oachtern Schür“ (hinter der Scheune), „oper Wäg“ (auf dem Weg), „ent Heu“ (in dem Heu) sind wohl leicht zu erklären, da sie doch ohne Zweifel ebenfalls auf ein zu weit gegangenes Kürzen der Wörter oder deren Zusammenschmelzen zu einem bequemern Ganzen zurückgeführt werden müssen. Stellen wir indes neben solche Formen einige z. Z. selbst in unserer vornehmern Schriftsprache gebräuchliche Wörter, wie „haste, hörste“, so wird man dem wagehalsigen Dorfburschen Dialekt jene Kühnheiten schon leicht verzeihen können. Auch die alten Dativ-Formen „noa dr Kerken, ut dr Schulen, hä ös en Rauhen (Ruh), hät ös öm net noa dr Mötschen“ (Mütze) werden in vereinzeltten Fällen noch bei alten Leuten gehört.

Für die Anwendung wie für die Entwicklung der mundartlichen Dingwort-Deklination fällt gewiss der Übelstand sehr in die Wagschale, dass in dieser Sprache die

Auswahl an Vorwörtern und transitiven Zeitwörtern eine sehr beschränkte, dazu der Gebrauch der wirklich vorhandenen vielfach ein eigenartiger oder fehlerhafter ist. (Siehe die Kap. Vorwort und Zeitwort.) Auch müssen gerade aus dieser mangelhaften Deklination für die Bewohner jener Gegend begrifflicher Weise eine ganze Reihe der hartnäckigsten Schwierigkeiten für die Erlernung des Hochdeutschen entspringen. Obenan mag wohl die totale Unkenntnis und der Mangel jeglichen Sprachgefühls in der Anwendung des 3. oder 4. Falles stehen.

Nicht viel besser, als um die Deklination, steht es in der Misch-Mundart um die Zahlbiegung der Dingwörter; hierbei lassen namentlich die Endungen wieder viel zu wünschen übrig. Festgesetzt hat sich die Erscheinung und ist wohl zur Regel geworden, dass alle im Hochdeutschen auf „en“ endigenden Dingwörter in der Mehrzahlform bei der Mundart als Endung ein e oder „es“ zeigen, dagegen alle im Hochdeutschen auf e auslautenden diese Endung dort abgestossen haben.

Beispiele: Di Katte, die Blome, di Wäeg, di Häng für die Katzen, die Blumen, die Wege, die Hände. Ferner ist eine sehr gewöhnliche Mehrzahlendung auf s vorhanden; regelmässig ist diese Bildung bei allen Dingwörtern mit den Diminutivsilben „ke“ und „sche“ (chen und lein); z. B. di Jonges, di Mätsches, di Böskes, di Bäskes statt: die Jungen, die Mädchen, die Büchelchen, die Bächlein. Gegen hochdeutschen Gebrauch lauten in der Mehrzahlform um die Dingwörter: Arm, Hund, Wagen, Kasten, Aal, Schaf, Doktor u. a. Eine ganze Reihe namentlich sächlicher Dingwörter bildet fehlerhaft die Mehrzahl auf „er“; so Kreuz, Herz, Heft, Stück, Glück, Unglück, Bett, Hemd, Knecht, Pult. Die Unregelmässigkeit und Willkür, wie sie in manchen Mehrzahlformen

der Misch-Mundart obwaltet, mögen noch nachstehende Proben näher veranschaulichen:

Einzahl:	Mehrzahl:
dä Fenger,	di Fengere;
„ Tälder (Teller),	„ Täldere;
„ Löüchter (Leuchter),	„ Lööüchtesch:
di Greffel,	„ Greffele;
dät Döppe,	„ Döppes;
„ Mätz (Messer),	„ Mätzer;
dä Kahs (Kasten),	„ Kähs;
„ Honk (Hund),	„ Höng (Hunde).

B. Das Fürwort.

Schon in der Auswahl der Fürwörter kann sich die Misch-Mundart nicht mit der Schriftsprache messen. Die persönlichen sind zwar alle vertreten, nämlich durch die Formen: Ech, dou, hä, si (söu), öt (im westlichen Teile »häet«); vierr, ierr, si. Unbekannt sind dem Volksmunde die Höflichkeitsformen »Sie« und »Ihnen«, der Landmann kennt hier nur »Ier« und »Öch«. Für die Schule kommt beim persönlichen Fürwort am meisten in Betracht, dass zwischen der Misch-Mundart und unserer Schriftsprache so wenig Uebereinstimmung in der Deklination dieses Redeteiles herrscht. Im allgemeinen folgt das Fürwort hierbei dem Beispiele des Dingwortes und weist auch nur zwei Fallformen, nämlich eine für den Nominativ und eine zweite für den Dativ und Akkusativ, auf. Als Dativ- bzw. Akkusativform steht für die erste und zweite Person »mech« oder »dech« für die dritte Person »öm, örr, ött« (im Westen »häm, hör, häm«). Den Genitiv sucht die Volkssprache wieder zu umschreiben; so gibt sie das Wort »Dessentwillen« meistens als »öm däm sinnet Well« wieder. Die grosse Ungeschicklichkeit der Schul-

kinder namentlich in der Anwendung des Fürwortes der dritten Person, fördert hier die dümmsten Fehler und Verstöße gegen die Regeln des Hochdeutschen zutage. Man dürfte ihnen z. B. den Satz „Das Mädchen ist krank, darum gibt es die Mutter Arznei“ mehrere Male vorsprechen müssen, ehe sie endlich den darin steckenden Fehler heraushören. In manchen Orten den Kindern die nötige Sicherheit im Gebrauche des „mir“ oder „mich“ beibringen zu wollen, hiesse beinahe Unmögliches verlangen. Von den hinweisenden Fürwörtern sind vielen Ortsdialekten gänzlich unbekannt: Jener, jene, jenes; von den zurückweisenden: Welcher, welche, welches; von den unbestimmten: Jeglicher, jegliche, jegliches; etliche. Das besitzanzeigende Fürwort hat in der Misch-Mundart vor dem männlichen Dingwort dieselbe Endung, wie im Hochdeutschen vor einem weiblichen, und lautet dort vor dem weiblichen, wie hier vor dem männlichen; Beispiele: „Dät ös minne Stäck; doa kömmt sin Frau“ statt „Das ist mein Stock, dort kommt seine Frau“. Ähnlich heisst es in der Mehrzahl: uese Kaiser, ues Kerek = unser Kaiser, unsere Kirche. Eine Ausnahme von dieser allgemeinen Regel führen diejenigen Dingwörter für männliche Personen herbei, die in einem bestimmten Verwandtschaftsverhältnis zum Sprechenden stehen. Man sagt nicht „mine Schwogager“, sondern „mi Schwogager“; ähnlich wendet man die Wörter Vater, Grossvater, Bruder, Vetter an. Den Ausdruck „Der meinige“ gibt man wohl in der Mundart mit „Dr minne dr sinne“ wieder. Das besitzanzeigende Fürwort „sein“ steht häufig für alle drei Geschlechter: „Häste mi Söster si (sein) Kenk net gesiehn“? = Hast du das Kind meiner Schwester nicht gesehen? Oder: „Doa steht di Koh (Kuh) si For“ (Futter). Die Fassung des alten deutschen Sprichwortes: „Untreue schlägt

seinen eigenen Herrn“ dürfte uns indes veranschaulichen, dass dieser Gebrauch des „sein“ z. Z. auch in der Schriftsprache anzutreffen gewesen ist.

Etwas genauer verdient noch die Verwendung der bezüglichlichen und der fragenden Fürwörter beurteilt zu werden, da sich auch in diesem Punkte die Misch-Mundart die weitgehendste Freiheit erlaubt und auf Schritt und Tritt das Gefühl für unsere hochdeutschen Formen verletzt. Achtet man z. B. auf die angewandten Relativpronomen, so kommt einem dabei nur selten eine korrekte und mit dem Hochdeutschen übereinstimmende Form zu Gehör. Ob sich die Beziehung auf eine Person oder eine Sache, einen bestimmten oder einen unbestimmten Begriff, oder auf den Inhalt eines ganzen Satzes richtet, das bleibt sich in der Volkssprache alles gleich. Die Anzahl der gebräuchlichen Beziehungswörter ist wieder sehr rasch gezählt. Es sind zunächst die Formen des bestimmten Artikels; neben diesen ist dann das bequeme „wat“ (was) besonders beliebt und allgemein und heben wir gleich hervor, dass dasselbe in der Misch-Mundart fehlerhaft auch die Stelle des hochdeutschen das oder welches besetzt hält. Man fragt im Platten z. B. stets „Ös dät Hus noach nüw, wat du häs gegolle“? für „Ist das Haus noch neu, das du gekauft hast“? Für die grosse Beliebtheit des „wat“ zeugen noch manche andere häufig gebrauchte Frageformen: „Wat Tiht es öt; wat häste doafür gegäfe“ für „Wieviel Uhr ist es; wieviel hast du dafür bezahlt?“ Ähnlich steht „was für ein“ stets an Stelle der (fehlenden) fragenden Fürwörter: welcher, welche, welches, mag es sich nun im Satze um die Wahl oder um die Art des Dinges handeln z. B. „En

*) Eine weniger engherzige Anwendung des „was“ ist übrigens ja auch bei manchen unserer grössten Klassiker anzutreffen

wat für ene Fenger häste dech geschnie“? statt „In welchen Finger hast du dich geschnitten“? Noch durch manche andere tadelnswerte Konstruktionen und eigenartige Wortbildungen ist die angezogene Ungenauigkeit und das Mangelhafte in den nötigen Beziehungen verschlimmert. Man wolle bloß folgende Proben beurteilen: „Dä Dag, wi dät ös gescheht, weht ech noach got; dät ös e Geschäft, do a wüed dä net rikh bei; he ös dät Blat, wu dät op stong“ = „Den Tag, an welchem das geschehen ist, weiss ich noch gut; das ist ein Geschäft, durch das er nicht reich werden wird; hier ist das Blatt, auf welchem das geschrieben stand“. Im allgemeinen ist in der Misch-Mundart die Verwendung der Relativpronomen weniger häufig, als in der Schriftsprache, während dagegen gewisse Satzformen dort stets ein solches Wort aufweisen, wo es hier weniger geläufig ist. (Näheres enthält das Kap. »Über den Satzbau der Misch-Mundart«.) Den Grund für den Ausfall mancher Relativpronomen liefert zumteil wohl der Umstand, dass der Volksmund die selbstständigen Sätze dem abhängigen Satzverhältnis vorzieht und daher auch so viele Satzgefüge nach seiner Manier abgeändert hat. Im Volksmunde drückt man beispielsweise den Satz: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand“ am liebsten in folgender Weise aus: „Ene, däm uese Härgoatt en Ämke giefft, däm giefft-r och et Verstoank“. — Sind viele der bis hierhin erwähnten Abweichungen schon recht hartnäckiger Natur und in der Schule nur schwer zu bekämpfen, so möchten wir doch jetzt noch auf eine Wörterreihe zurückkommen, die noch mehr Stoff zum Berichtigen und Üben bieten dürfte. Es sind die sogen. Adverbialpronomen gemeint, bei deren Gebrauch nämlich die Mundart so frei und fehlerhaft zu verfahren gewohnt ist. Da man

sich dort mit diesen Wörtern nicht bloss auf Sachen, sondern auch auf Personen bezieht, so vertreten sie in einer ganzen Reihe von Sätzen die Relativpronomen, welche mit einem Vorwort zu verbinden sind; sodann werden dieselben meistens aufgelöst gebraucht und zwar so, dass die erste Worthälfte am Satzanfange, die andere mehr am Ende des Satzes steht. Belege: Woumöt häste bei de Zoldate gedennt“ für „Mit wem hast du“ usw. Wird die Frage nicht mit dem beliebten „wou“, sondern richtig mit „für“ eingeleitet, so folgt stets fehlerhaft eine Dativform z. B. „Für wäm ös dät“? Alle diese Sprachschäden fallen zweifellos auf den Grundfehler, Mangel an den richtigen Beziehungsbezeichnungen sowie an Sprachgefühl, zurück. — Das unbestimmte „man“ ist vielfach durch „sie“ ersetzt, daher denn auch in den Schulen so häufig die ungewollte Anschuldigung kleinerer Schüler gegen den Lehrer: „Sie haben mir meinen Griffel gestohlen“ statt „Man hat mir usw.“ Solcher, solche, solches lauten mundartlich als „esonne, esonn, esue“. Ein Paar nur wenig verwitterte mittelalterliche Formen besitzt die Mundart noch in den Wörtern „iemen“ und „niemen“ für „jemand“ und „niemand“.

Wir gehen auch eben auf zwei in der Misch-Mundart häufig anzutreffende Wörter bezw. Worttrümmer, nämlich „er“ und „es“, ein. Wenn zwar bei oberflächlicher Beurteilung mancher Satzkonstruktionen die Verwendung dieser Wörter auch fast unmotiviert erscheinen will, so lässt uns ein weiteres Nachdenken darüber doch schon bald einen gewissen Zweck hinter ihnen entdecken; in den meisten Fällen nämlich scheinen diese beiden ein fehlendes Ding- oder Fürwort vertreten oder wenigstens andeuten zu sollen. Somit wären es also vielfach Bruchstücke früherer Formen für unsern hochdeutschen Genetiv

der Sache; in andern Beispielen dagegen lässt sich bei ihnen Herkunft und Zweck an der Hand unserer hochdeutschen Konstruktionen schlecht nachweisen. Die Veranlassung zu ihrem Gebrauch dürfte wohl wieder dasselbe Sprachgefühl des Volkes sein, das auch das abhängige Satzverhältnis zu vermeiden sucht und das also in ähnlicher Weise durch das Einschoben obiger Wörter mehr Selbstständigkeit in den Satzkonstruktionen erzielen will. Nicht zu leugnen ist weiter, dass gerade durch diese Eigentümlichkeit die Misch-Mundart in manchen Ausdrücken genauer und inniger geworden ist als unsere Schriftsprache. Beispiele: „Dou häs-er doach genog; wi völl sind-er dät; dä schlecht-es ent Joahr gät öm; ech muesch-es doach loache“ für „Du hast ja doch genug (von der Sache); wie viele (der Dinge) sind; der schlägt im Jahre viel (Geld) um; ich musste (dessen oder über die Sache) lachen.

C. Das Eigenschaftswort.

Da dieses bekanntlich in seiner Stellung als Aussage inflexibel ist, so käme hier nur seine Verwendung als Beifügung in Betracht.

Über die Deklination des Eigenschaftswortes können wir kurz bemerken, dass die Misch-Mundart auch in diesem Punkte Laune und Unordnung vielfach zur Herrschaft hat kommen lassen; an vielen Stellen fehlt jegliche Deklinationsendung, zumal vor weiblichen und sächlichen Dingwörtern. Auch macht sich hier wieder die Macht des Sprachgefühls geltend; während z. B. die meisten Eigenschaftswörter in der Mehrzahl dieselbe Form zeigen wie in der Einzahl, haben dort alle auf k oder t auslautenden ein e angenommen: „Dät blau Og, di blau Oge; dä hoale Bohm, di hoael Böhm; dät kroank Kenk

(Kind), di kroanke Kenger: dät gruet Mädsche (Mädchen), di gruete Mädsches. Noch viel weniger ist selbstverständlich die schwierigere Deklination zweier als Beifügung stehenden Eigenschaftswörter in der Misch-Mundart geläufig. Sicherlich haben schon einige der Leser erfahren müssen, dass sich dieser Umstand bei Gebrauch des Hochdeutschen in schlimmer Weise äussert. Wie kann sich doch der Lehrer schier vergeblich abmühen, um in manchen Orten den Kindern beizubringen, dass es nicht „die schöne, breite Strassen, die gute, fleissige Leuten“ u. dgl. heissen darf. In der Steigerung weicht die Mundart nur unwesentlich von der Schriftsprache ab. Vor die Höchstufe setzt sie stets das Wort „aller“ wie in: Dä Köebes hät et allermeste Gäld en et Dorp. (Das „et“ steht hier für „das“; in andern Sätzen vertritt es unser hochdeutsches „am“; z. B. „Dät ös et (am) bäste“.)

Was in diesem Abschnitte vom attributiven Eigenschaftsworte behauptet worden ist, das gilt auch von allen Wortarten, — das Dingwort freilich ausgenommen — welche die ähnliche Stellung einnehmen.

D. Das Zeitwort.

Wenn nicht gerade das Zeitwort unter den Wortarten, denen seitens der Misch-Mundart bei der Verwendung im Satze viel Gewalt angethan worden ist, an erster Stelle genannt zu werden verdient, dann aber gewiss an zweiter. Überall begegnen wir verkümmerten Formen, überall Widersprüchen in der Ablautung und in den Flexionssilben, so dass es fast den Eindruck gewinnen muss, als vollziehe sich die Konjugation überhaupt nicht nach festen Regeln, sondern nach Willkür und Herkommen. Regelmässig darf man nennen das Abstossen des auslau-

tenden e und des n der Nennformen. In der Ablautung scheint der Volksmund nicht gern das spitze i zu einem dunklen u, a und drgl., und umgekehrt einen dunklen Laut nur ungern zu einem i abzuändern. Daher konjugiert sie denn viele Zeitwörter schwach, die in der Schriftsprache der starken Konjugation folgen. So hört man neben den Formen für die I. Vergang. „lehp, rehþ, holþ, stohl“ (lief, rief, half, stahl) auch vielfach „lopet, ropet, hälpet, stächlet“ u. a. m. Die voraufgehenden Formen beweisen gleichzeitig, dass die Misch-Mundart das alte Ableitungs-e noch nicht gänzlich hat fallen lassen. Andere Zeitwörter, die wir im Hochdeutschen schwach konjugieren, gehen in der Misch-Mundart nach der starken Konjugation z. B. „Doa häb ech däm gegage; wu häste dät gesoatten“ (wohin hast du das gesetzt)? (Im westlichen Teile unseres Gebietes sind indes diese Formen vollständig unbekannt.) In der obigen falschen Bildung der Formen für die I. Vergang. liegt für die Einübung der richtigen hochdeutschen wieder eine grosse Schwierigkeit. Das Kind ist geneigt zu sagen: „Er stosste mich, ich bittete ihn, er blaste stark“. Diese Vermeidung der Stammlautablautung wird noch durch eine ganze Reihe Umschreibungen der Formen für die I. Vergangenheit (unter Anwendung des Wortes „thun“) unterstützt, was uns ein Beispiel veranschaulichen soll: „En dät Bät deht man schloape“ = In dem Bett thut man schlafen; in dem Bett schläft man. Ähnlicher Art dürfte man folgende Ausdrücke nennen: „Du wued dä schleich drut siehn; doa wued ech dran dänke“ für „dabei sah er schlecht aus; da dachte ich daran“. Bei allen Verben, welche die I. Vergangenheit auf „tete“ bilden, hat die Misch-Mundart nach älterm Muster diese Endung um eine Silbe gekürzt; man sagt dort nicht: schütete, wettete,

hustete, wartete, leuchtete, sondern schott, wädde, huesde, wauchde (waede), löüchde.

Bezüglich der verschiedenen Redeweisen macht man die Entdeckung, dass der Gebrauch der bestimmten ausser einigen Abweichungen bloss lautlicher Art sich ziemlich mit dem der Schriftsprache eigenen deckt. Indessen hapert es umsovielmehr bei der unbestimmten; diese ist der Volkssprache gar nicht geläufig, sondern wird fast stets durch die bedingende vertreten. Beispiel: „Hä soagt mech, si Broer wüer kroank“ = „Er sagte mir, dass sein Bruder krank sei“.* In der Niersgend (Süchteln, Lobberich, Krefeld) hört man in vielen Redewendungen den abhängigen Infinitiv an der Stelle des Indikativs; wie in „Wi darf dä esonn Denge doach de sägge“ = „Wie darf der das doch sagen“. Ähnlich klingt die sehr gewöhnliche Redensart: „Doa soat ech de kihke“.

Das I. Partizip ist nur in ein paar Ausnahmen in Gebrauch, wie in „koakend Wahter“ (kochendes Wasser). Meistens umschreibt man auch hier wieder, so „En Blom, di blött“ für „Eine blühende Blume“; dieselben Dienste thut wahrscheinlich die Form „Doa steht en Loamp on (und) brännt“ für „Da steht eine brennende Lampe“. Bei der Form für das II. Partizip fällt bei vielen Zeitwörtern der Vorschlag „ge“ weg, daher sagt man „gäte, komme, wuede, blieve, fonge, fräete“ für hochdeutsches „gegessen, gekommen, geworden, geblieben, gefunden, gefressen“. Wider Erwarten finden wir dagegen diesen Vorschlag vor den meisten Verben mit der fremden En-

*) Der Unterschied zwischen Konjunktiv und Konditionalis ist freilich auch in einigen neuen Handbüchern unserer deutschen Sprache ganz fallen gelassen, wohingegen andere bei'e Modi nebeneinander behandeln. — Es muss ja auch eingeräumt werden, dass der Gebrauch des Konjunktivs unserm Gefühle nicht recht zusagen will, und dass man selbst unter den Gebildeten sehr häufig an seiner Stelle den Konditionalis anwenden hört.

dung „ieren“ z. B. „gestudiet, gefäxiet, geäxerziet“ statt studiert, feziert, exerziert.

Eine beliebte Befehl- und eine Wunschform, die auch gleichzeitig unsere gebrachte Bemerkung über den Konjunktiv weiter zu unterstützen vermögen, sind diese: „Nu mar stell gewäs“! „Bös (Bist) esue got“ = Sei so gut.

Weiter fällt uns an der Verwendung der Zeitwörter in der Misch-Mundart noch besonders auf: Viele regieren einen andern Fall als im Hochdeutschen. In vielen Fällen hängt diese Erscheinung freilich wieder zusammen mit der geschilderten mangelhaften Deklination. Alle Zeitwörter, die die Schriftsprache mit dem 2. Falle verbindet, sind der Volkssprache so ziemlich fremd, oder es steht an der Stelle des Genetivs ein anderer Fall; Beispiele: „Dät kann dech nix notze; soall ech dech hälpe; öt reut sech üever si Läve“ statt „Das kann dir nichts nutzen; soll ich dir helfen; es freut sich seines Lebens“.

Sehr beliebt und häufig ist in der Misch-Mundart eine entsprechende Form für unsern hochdeutschen ethischen Dativ, die jedoch, weil jene Sprache ja eigentlich keine besondere Form für diesen Fall, wohl aber eine für den Akkusativ besitzt, eigentlich ethischer Akkusativ genannt werden müsste. Einige Bewohner des Gebietes fügen diese Wörter, wahrscheinlich, um einer Sache grössern Nachdruck zu verleihen, fast in jedem Satze ihrer Erzählung ein, wodurch selbstverständlich die Ausdrucksweise manchmal recht originell werden muss. Ein paar Beispiele sollen das schon zeigen: „Kömmt dech doa dä Kähl ahn, on es dech doach esue voll wi enen Üll (Eule); oder „On wi ech dech doaher koam, du (da) woar dech dä kroank, on du sätt dech di Frauw für mech“ usw. statt „Als ich hin kam, da war der krank,

und da sagte die Frau zu mir“. Die Wörter weichen, baden, beichten, trauen (heiraten), beten u. a. wendet die Misch-Mundart stets reflexiv an z. B. „Hä geht sech traue; wick (weiche) dēch“. Andere, im Hochdeutschen transitiv und intransitiv gebräuchliche Zeitwörter kennt man in der Misch-Mundart nur im intransitiven Sinne, z. B. „ech verloang“ = „ich verlange“ und „mich verlangt“. Vollständig unbekannt ist ferner ein Unterschied in der Abwandlung intransitiver bezw. faktitiver Zeitwörter, so bei lernen und lehren, hangen und hängen, liegen und legen. Meistens ist in diesen Fällen nicht einmal der zweite Ausdruck vorhanden.

Eigenartig ist in der Misch-Mundart auch der Gebrauch der Hilfszeitwörter, da diese hier ihre Stelle nicht nach, sondern vor dem eigentlichen Zeitworte haben z. B. „Doa hab ech ävvel modde lohpe“; „dät ös dät Gäld, wat üever es blieve“ statt: „Da habe ich aber laufen müssen“; „das ist das Geld, das noch übrig geblieben ist“.

Schr allgemein sind ferner nachstehende, in unserer Schriftsprache nicht erlaubte Konstruktionen: „Ech bö n dät vergäte; et gäfe Lü; et sind all älf Uhr“ für „Ich habe das vergessen; es gibt Leute; es ist schon elf Uhr“.

Unsere Ausführungen über das Zeitwort werden wohl den Leser genügend darüber aufgeklärt haben, wie viele Sprach-Wunden die Schule durch die verschiedenartigen Übungen gerade hier zu heilen hat. Eben die fehlerhafte Anwendung so vieler Zeitwörter stellt nämlich der Einübung der Schriftsprache stellenweise Schwierigkeiten entgegen, die nur äusserst schwer zu überwinden sind. —

E. Die formellen Bestimmungswörter Vorwort und Bindewort.

Wenn wir uns erlauben, abseits des vorgezeichneten Planes auch eine kurze Beleuchtung zweier inflexiblen Wortarten unserer Arbeit einzufügen, so geschieht dieses aus dem wohlwollenden Grunde, weil gerade diese beiden Wortarten, als sehr wichtige Elemente in der Satzkonstruktion, bei der nachfolgenden Beurteilung des dialektischen Satzbaues immer wieder in Betracht kommen.

1. Der Zweck der Vorwörter ist bekanntlich, die Beziehungen eines Ding- oder Fürwortes zu einem andern Satzteil auszudrücken. Hieraus ergibt sich von selbst, dass wir es bei der Betrachtung der Vorwörter zumeist mit einfachen Sätzen zu thun haben. Der derbe Volksmund nimmt es aber mit der Bezeichnung der verschiedenartigen Beziehungen gar nicht genau, was schon seine kühnen Abweichungen vom Hochdeutschen bezüglich der Anwendung der verschiedenen Vorwörter in etwa ahnen lässt.

Die Zahl der in der Misch-Mundart gebräuchlichen Vorwörter ist im Vergleich mit der Auswahl der hochdeutschen nur gering; dagegen haben die wirklich vorhandenen eine soviel häufigere Verwendung gefunden. Zumteil erklärt sich dieses ja schon aus dem Umstande, dass in der Mundart so viele Fall-Umschreibungen durch Heranziehung eines Vorwortes gebildet werden. Unbekannt sind dort alle Vorwörter, welche im Hochdeutschen den 2. Fall regieren; von denen, die in der Schriftsprache mit dem 2. oder 3. Falle verbunden werden, trifft man wohl das Wort „längs“ als „langs“, jedoch beim 4. Falle an z. B. „Loangs die Bäck (Bach) wäst Gras“. Äusserst mangel- und fehlerhaft ist der Gebrauch aller, die im

Hochdeutschen den 3. oder 4. Fall regieren. Wir verfehlen nicht, auf einen andern schlimmen, aber leicht zu übersehenden Übelstand in der Misch-Mundart, der hier der Gewöhnung an die richtigen hochdeutschen Konstruktionen hindernd im Wege steht, gleichzeitig zurückzukommen. In manchen Ortsdialekten besitzt jene Volkssprache nämlich wohl ein dem hochdeutschen Fragewort „wo“ ähnliches Wort, aber nicht ein solches für das gegenüberstehende „wohin“. Daher beginnt man vielfach im Platten alle diese Sätze, mag nun in denselben eine Ruhe oder eine Bewegung angedeutet liegen, mit dem Worte „wu“ z. B. „Wu böste gewäs? Wu häste dät Bok geloag? Wu goahn di här?“ für „Wo bist du gewesen? Wohin hast du das Buch gelegt? Wohin gehen die“? Wer in der Schule genauer zugesehen hat, wird uns beipflichten, dass allein schon die Anwendung des zutreffenden Fragewortes dem Schüler unter Umständen viel Nachdenken verursacht und ihn leicht in Verwirrung bringen kann. Von einer fruchtbringenden Übung in der richtigen Anwendung jener Vorwörter kann daher selbstverständlich erst dann die Rede sein, nachdem das Sprachgefühl des Schülers einigermassen für die anzuwendenden Fragewörter geschärft worden ist. In der Behandlung der Vorwörter, namentlich derjenigen, die den 3. oder 4. Fall regieren, steht somit die Schule wieder vor einer Aufgabe, die sich einzig und allein nur durch eine nachhaltige Ausbildung des Sprachgehörs und -gefühls für die richtigen Formen in etwa lösen lässt. Auch ist zu bedenken, dass hier mit dem mechanischen Herplappern der Reihen unserer verschiedenen Vorwörter der eigentlichen Sache wenig gedient sein kann, da hierin durchaus keine Gewähr für die richtige Anwendung der Redeteile liegt.

[Man wolle uns an dieser Stelle noch ein kurzes Wort über die methodische Behandlung der Vorwörter des 3. und 4. Falles gestatten: Aus besagtem Grunde halten wir es für weniger praktisch, (in jener Gegend) die Kinder an die Fragen „wo“ oder „wohin“, als massgebend für die Anwendung des 3. oder 4. Falles, zu gewöhnen. Es liegt nämlich hierin wohl etwas viel Theorie; einfacher schon, weil mehr mit einer sinnlichen Vorstellung verbunden, dann aber auch vollends unabhängig von jedem Dialekt, dürfte das andere Unterscheidungszeichen „Ruhe“ oder „Bewegung“ sein; natürlich haben wir hier hauptsächlich solche Schulen im Auge, deren Ortsdialekt den oben geschilderten Mangel aufweist und wo folglich die Belehrungen keinerlei Unterstützung in der Kindersprache vorfinden.]

Von sonstigen nennenswerten Abweichungen der Misch-Mundart in der Verwendung einzelner Vorwörter seien noch mitgeteilt: „Für“ vertritt dort stets „vor“ (und „gegen“) z. B. Hüt für e Jahr = Heute vor einem Jahre; „Hä ös möt de Nas für ene Still gelohpe“ = Er ist mit der Nase gegen einen Thürpfosten gelaufen. „Bei“ steht in der Mundart sowohl in Bezeichnungen für eine Bewegung als für eine Ruhe z. B. „Komm mar bei mech“ statt „Komm nur zu mir“. Vor Hausnamen ist „bei“ durch „an“ ersetzt, wie „an Gäck-Tisse“ (T. = Matthias nebst Flexion). Ähnlich findet sich „e“ für „am“ bei Zeitbestimmungen z. B. e Sonneg = am Sonntage. Das hochdeutsche „zu“ ist in mancherlei Wörtern und Verbindungen wiederzufinden z. B. „Dä Zug feng an de (zu) fahre; ech goahn noa (nach) de Kermess; dät hät dä Mieves (Bartholomäus) für mech gesaut; dä Wäeg geht op Oake an = Der Weg führt auf Aachen zu“. Eine auffällige Erscheinung zeigt die Misch-Mundart noch

in der Wahl der Vorwörter vor den einzelnen Ortsnamen, da sie so ziemlich vor jeden Namen ein bestimmtes Vorwort zu stellen pflegt. Man sagt beispielsweise: „te Gläbeck (Gladbach), em Rhedt (Rheydt), op de Habt (Hardt), en Dölke, an-ne Schaag, en het Wenkele (Winkeln), an het Dyk, agen Kluhs (Haaren)“ usw.

2. Wie das Vorwort im einfachen Satze, so findet das Bindewort ja vorzugsweise seine Verwendung im zusammengesetzten Satze, da es das grammatische Verhältnis, in welchem Satzteile und Sätze zu einander stehen, ausdrücken soll. Gaben uns nun schon in den vorausgehenden Zeilen die mundartlichen Beziehungsformen im einfachen Satze zu mancherlei Klagen Anlass, so berechtigen dazu ungleich mehr die hier in Betracht kommenden Beziehungsbezeichnungen in allen längeren, schwierigeren Satzkonstruktionen. Die Beschaffenheit der Sätze (Siehe »Über den Satzbau der Mundart«) bringt es zwar mit sich, dass im allgemeinen die Bindewörter in der Volkssprache viel seltener angewandt werden als in der Schriftsprache. Es hängt weiter auch mit den vorherrschenden Satzkonstruktionen zusammen, dass namentlich viele der hochdeutschen sogen. unterordnenden, und von den nebenordnenden besonders viele entgegenstellenden Bindewörter in der Mundart fehlen. So fällt in gar manchen platten Satzgebilden die einleitende Beziehung aus, wo man sie im Hochdeutschen anzuwenden pflegt, oder aber man findet die hochdeutschen Bindewörter durch ganz fremd lautende Wortformen ersetzt oder umschrieben. Man würde z. B. den Satz: „Trotzdem er mein Bruder ist, so kann ich mir das dennoch nicht gefallen lassen“, in der Misch-Mundart lieber also geben: „Hä ös wahl mi Broer, ävvel dät kann ech mech dann deach net loate gefalle“. Leider sind die Umschreibungen auch wieder

ziemlich in das Belieben des Sprechenden gestellt, was zu allerlei Unregelmässigkeiten führen musste. (Die Verwendung eines beliebten hinweisenden Beziehungswortes in den mundartlichen Sätzen ist unter der folgenden Überschrift aufgenommen.)

Vor den gebräuchlichsten Bindewörtern nennen wir: On (und; von diesem Worte macht die Misch-Mundart den ausgedehntesten Gebrauch), on du (darauf), drom, dä, di, dät, wat, doanöt-dät, et iesch, füt et iesch (einsteuilen), op et läs (zuletzt), ändlek, doanoa, wä, wu (dieses Wort vertritt vielfach unser hochdeutsches „welches“ in Relativsätzen), winne (wann), net, boae (bald), äs („wenn“ und „als“), ävvel (aber oder doch), oaffneh (oder), döcks (oft), mar (aber), wänn, wägen dät (weil), indem dät, wi-wi (je-desto). Von häufig vorkommenden Bindewörtern finden wir u. a. umschrieben: obgleich, trotzdem, während, indessen, nachdem, sondern, folglich z. B. „Während eines Gewitters soll man nicht auf dem freien Felde bleiben“ = „Wänn en Hommelwär ös, da mot man net drbute op et Fäld blihve“. Es wäre gewiss hier angebracht, auf die grosse Ungenauigkeit der Misch-Mundart in der Anwendung ihrer verschiedenartigen Beziehungsformen einzugehen; doch haben wir ja bereits bei der Besprechung des Fürwortes Gelegenheit genommen, auf diesen grossen Übelstand hinzuweisen und denselben an Beispielen zu zeigen. Alle jene Freiheiten haben in ihrer Nachwirkung eine grosse Verwilderung in den vielen Beziehungen bei der genannten Sprache um sich greifen lassen. Gewisse Bindewörter stellt die Misch-Mundart mit Vorliebe mit dem Worte „dass“ zusammen, so „bis, ehe, indem, damit, dafür, weil“ z. B. „Ech kännet dä Mönsch net tröck, ier (ehe) dät-r anfang de spräke“ = „Ich erkannte den Mann nicht wieder, ehe er zu sprechen

anfang“. In der Schule macht sich diese Eigentümlichkeit selbstverständlich auch bemerkbar, so z. B. in Sätzen wie im folgenden: „Weil dass das i in „Schimmel“ kurz aus wird gesprochen, darum muss man das Wort mit zwei m schreiben“ statt „Weil das i in Schimmel kurz ausgesprochen wird, darum usw.

Hoffentlich haben auch unsere kurzen Bemerkungen über Vorwort und Bindewort den Leser davon überzeugt, dass diese beiden Wortarten in der Volksschule gewiss ihre ganze Beachtung fordern. Nur durch angestregtes, nachhaltiges Üben in der richtigen Anwendung der beiden Redeteile kann hier gegen die groben Fehler und vielen Lücken der Mundart Erspriessliches geleistet werden. Anknüpfend an unsere frühere Bemerkung über die Übungen mit gewissen Vorwörtern wollen wir hier bezüglich der Behandlung des Bindewortes noch betonen, dass das Kind gewaltsam an den Gebrauch der wichtigsten Bindewörter gewöhnt werden muss, soll es überhaupt um das Starre und Eintönige seiner Satzkonstruktionen besser werden.





D. Über den Satzbau der Misch-Mundart.

Zwar musste manches hierher gehörende Material bereits von andern Gesichtspunkten aus in unsere Beobachtungen gezogen werden, so beim Dingwort, Fürwort, Zeitwort, Bindewort. Die dem dialektischen Satzbau anhaftenden Mängel sind daher in ihrem Wesen schon von dem Leser erkannt worden.

In gar mancher Hinsicht ist der Satzbau der Misch-Mundart von den hochdeutschen Konstruktionen verschieden. Erstens sind es zumeist kürzere, leicht übersehbare Sätze und unter sich weniger abhängig, denen wir dort begegnen. Es lässt sich leicht denken, dass eine Sprache, die doch nur dem täglichen Verkehr einfacher Landleute dient und gedient hat, all der künstlichen Entwicklung und der feinern Gliederung des Satzbaues entbehren muss, wie dieses wohl einer grossen Litteratursprache eigen sein kann. Lang geratene oder von vorausgehenden oder nachfolgenden Sätzen abhängige Satzgebilde sind für die gewöhnliche Umgangssprache nur unbequem und lästig. Weiter aber entdeckt man in der Misch-Mundart auch eine Menge Eigenheiten und charakteristischer Wendungen in der Satzkonstruktion, die man in der Schriftsprache gar nicht kennt. Der Satzbau jener Sprache verbürgt wieder ihre enge innere Verwandtschaft mit dem Holländischen, und beim Anhören mancher Ortsdialekte könnte der fremde Zuhörer daher wohl darüber

irre werden, ob er es da mit einer deutschen oder einer holländischen Mundart zu thun habe.

Zu einem fühlbaren Übelstand muss unbedingt für die mundartlichen Sätze die dürftige Flexion aller Hauptwortarten werden. Welche Schwierigkeit, ja welche Verwirrung kann ja nach unsern hochdeutschen Begriffen allein dadurch herbeigeführt werden, dass in den meisten Sätzen der Mundart Subjekt und Objekt dieselbe Fallform zeigen, während gleichzeitig die Wortstellung im Satze eine sehr freie ist. Die schriftliche Wiedergabe zweier Sätze wird unsere Behauptung noch erhärten und zeigen, dass der Mundart andere Mittel zu Gebote stehen müssen, um den jedesmaligen Sinn der Sätze auch wirklich zum Ausdruck zu bringen. Beispiele: „Dä Jong lehp dä Honk noa“ (nach); Dä Kneich (Knecht) hät däät Päet geschlage“. Wie ein jeder Leser einsehen wird, kann im ersten Beispiel das Wort „Jong“ und im zweiten das Wort „Kneich“ sowohl Subjekt als Objekt sein. Freilich weiss jene Volkssprache solchen möglichen Verlegenheiten wirksam zu begegnen. In erster Linie hilft ja der Zusammenhang mit dem Vorhergehenden über manches hinweg. Dann ist es aber hauptsächlich die Betonung, durch die man in derlei Satzgebilden die nötige Deutlichkeit erzielt, zumal, weil das Ohr des Zuhörers so sehr auf dieses Mittel zu achten gewöhnt ist. Auch rechnen wir hierzu die stark auftretende Eigentümlichkeit in der Satzkonstruktion, die für den auszudrückenden Gedanken am meisten in Betracht kommenden Satzglieder gleich vorn an die Spitze zu stellen, um dieselben auf diese Weise noch mehr, als dieses durch besondere Betonung möglich ist, hervortreten zu lassen z. B. „E Sonneg, wu woaschte du“ (da)? = Wo warst du am verflossenen Sonntag? Um das grammatische Verhältnis der Satzteile bekümmert sich über-

haupt die Mundart weniger als um das logische. Diese Eigentümlichkeit hat in Verbindung mit der in der Sprache üblichen Freiheit in der Wortfolge in der Satzkonstruktion grosse Unregelmässigkeiten und Unordnung aufkommen lassen, so dass Satzgebilde durchaus nichts Seltenes sind, in welchen das Dingwort, oder dessen nähere Bestimmung, oder das Geschlechtswort u. drgl. hinter dem zugehörigen Satztheile oder Satze steht. Beispiele:

„Dät ös noach loang gene domme, dä Jong; oder On wi ech doa koam, doa an dä Peisch (Busch); oder Dä Honk, dä jonge, ös foatgeloape, diese Morge; oder Et ös ävvel esonne schleichten Tiht (Zeit) ene“; für: „Der Junge ist nicht dumm; Und als ich an den Busch kam; Der junge Hund ist heute morgen weggelaufen; Es ist eine schlechte Zeit“.

Weil die Mundart die Verwendung der Bindewörter so viel als möglich vermeidet, darum sind unter den vielen Nebensätzen die sogen. Konjunktivsätze viel häufiger als die Konjunktionalsätze: so sagt man in der Mundart lieber: „Ech mende, du wüesch verrest“ (Ich meinte, du seiest verreist) als „Ech mende, dät du verrest wüesch“. Die Attributivsätze stehen in der Regel nicht eingeschoben, sondern vor oder nach dem Hauptsatze, was folgende beliebte Konstruktion veranschaulichen soll: „Di Lü sind et klökste, di sech net vüel öm oangere bekömmere“ statt „Die Leute, die sich nicht viel um andere bekümmern, handeln am klügsten“. Abgesehen davon, dass das Satzgefüge in der Misch-Mundart seltener angetroffen wird, ist auch seine Bildung von der im Hochdeutschen insofern verschieden, als die Mundart stets Haupt- und Nebensatz enger miteinander verbindet durch die Anwendung eines hinweisenden Fürwortes; z. B. „Wä fröch opsteht, dä hät ene loangen Dag“ (Sprichwort). — In

der Schriftsprache wird dieses Fürwort bekanntlich nicht so gerne gesehen. — Noch in vielen andern Konstruktionen kehrt diese Eigenheit wieder. So bezieht man sich sogar in einfachen Sätzen durch ein ähnliches Wort gerne auf das vorhergegangene Subjekt, oder man fasst mehrere solcher Subjekte noch einmal zusammen, wie „Di Frau, di woar net dehem; Dä Döüsch on di Stöhl, di sind all noach nüw“ für „Die Frau war nicht zuhause; Der Tisch und die Stühle sind noch neu“. Ähnliche Bewandnis hat es ja mit folgenden Sätzen: „Wi ech öm dät soag, du wued hä ganz verläege; doa buten, doa ös et nix Genaues“ statt: „Als ich ihm das sagte, wurde er ganz verlegen; da draussen ist es gar nicht angenehm“. Allerdings ist auch diese Erscheinung in der Misch-Mundart wohl auf die frühere häufigere Verwendung der hinweisenden Fürwörter zurückzuführen. Unterbleibt in der Mundart die geschilderte Zusammenfassung mehrerer Subjekte in einem Worte, so steht das aussagende Zeitwort gewöhnlich fehlerhaft in der Einzahlform z. B. „Dät Hus on die Schüer ös affgebroank“. Die Folgen dieser Eigentümlichkeit der Mundart hat gewiss schon mancher Lehrer erfahren müssen, wenn sich da trotz mehrmaliger Verbesserung bei der nächsten Wiederholungsstunde in der Geographie der Satz stets einstellte: „Die Rheinprovinz grenzt im Osten an die Provinz Westfalen und Hessen-Nassau“.

Noch verschiedene andere, im Wesen der Mundart liegende Faktoren haben hier das Ihrige dazu beigetragen, den Satzbau der Misch-Mundart in gar nachteiliger Weise zu beeinflussen und dessen Entwicklung und freiere Gestaltung zu verhindern. Namentlich wird derselbe eingeengt durch den geschilderten Wortmangel, das Fehlen des 1. Partizips, der vielen Bindewörter u. a. m. Letzterer

Umstand fällt hier ganz besonders in's Gewicht, weil wir gerade in ihm die Hauptursache zu dem Ungelenkigen der mundartlichen Satzgebilde vor uns haben. Der Ausfall so vieler Wörter macht daher die Wiedergabe mancher hochdeutschen Sätze sogar mehr oder weniger unmöglich. Als einen solchen Satz möchten wir z. B. den folgenden bezeichnen: „Um seinen Zweck zu erreichen, hatte er indes gar manche hartnäckige Schwierigkeiten zu überwinden“. Dagegen muss uns das Hochdeutsche wieder reich erscheinen, sobald wir bedenken, wie leicht dort derartige Sätze sogar noch umgeformt und durch ganz andere Wörter wiedergegeben werden können. Partizipialsätze mit dem 1. Partizip, sowie der Zwischensatz und der sogen. Beisatz sind jener Umgangssprache ebenfalls völlig fremd. Darum würde die Mundart dem Satze „Sein Lied singend, ging der Knabe von dammen“ vielleicht folgende Fassung geben: „Dä Jong song e Stöckske, on du (darauf) trock-r (zog er) dran“. Für die zwei letztgenannten Satzarten hat der Volksmund ebenfalls vollständigere und selbständigere Formen z. B. „Dät Fraumesch hät uever dät Kenk nix de duen, on dät ös doach ene ärme Kröppel“ = Die Frau sieht sich nach dem Kinde, diesem armen Krüppel, kaum um. Mit den vielen ungenauen und ungeschickten Beziehungen in den dialektischen Sätzen haben wir uns bereits beim Fürworte und Bindeworte, mit der eigenartigen Stellung des Hilfszeitwortes bei der Beleuchtung des Zeitwortes ausführlicher beschäftigt. Als Beleg für den erstgenannten Übelstand möge noch eine Muster-Konstruktion, wie sie der Zeitungs-Reklame eines mit unserer Schriftsprache weniger betrauten Geschäftsmannes zugrunde liegt, hier Aufnahme finden. Diese Anpreisung heisst nämlich wörtlich: „Neue Heringe und Cigarren, sowie anderes Gemüse ist stets

frisch zu haben bei J. Knolle“. Vielleicht muss derselbe Schaden jener Sprache auch die Verantwortung dafür übernehmen, dass noch heutzutage der grausame Schuhmachermeister Pech in seiner Neujahrsrechnung „den Herrn W. mehrere Male versohlt“, oder der Anstreichermeister Pinsel ihn „braun verholzt und zweimal lackiert“. Die dünnen mundartlichen Sätze zeigen im allgemeinen in der Konstruktion die langweilendste Übereinstimmung; nur selten ist ein beabsichtigter Wechsel zu bemerken. Überdies sind sehr viele Satzbildungen verunstaltet durch langgeratene, unbeholfene Umschreibungen oder sonstiges unberufenes Beiwerk, wie überflüssige Bestimmungen, zwecklose Wiederholungen u. dgl. m. Beispiele: „Dät ös dech mar ens e schuen Hus; et ös mech nix gät got; doa woar et ävvel e Spektakel, woar et doa“ = Das ist ein schönes Haus; es ist mir übel; dort war ein grosser Spektakel. (Mehr Beiträge bietet im I. Teil das Thema „originelle Redensarten“.) Es bedarf keiner Frage, dass die Sprache durch diese letztern Eigentümlichkeiten viel an ihrer Schönheit, Kraft und logischen Schärfe einbüßen musste. In der westlichen Gebietshälfte zeigen viele Sätze, die eine Verneinung ausdrücken wollen, das (ebenfalls aus früheren Zeiten herübergenommene) Wörtchen „en“ z. B. „Ech en hääb däm sin Mullerei net nüeddeg; ech en pass“ (beim Kartenspiel) für „Ich habe dessen Grobheiten nicht nötig; ich passe“.

Der Leser würde es wohl „Holz in den Wald tragen“ nennen, wollten wir hier nach der Beleuchtung der dialektischen Sätze noch viele Worte über die Wichtigkeit und Notwendigkeit entgegenstehender Übungen verlieren. Man wird dieses um so weniger von uns verlangen, wenn wir bemerken, dass die meisten der mitgeteilten Eigentümlichkeiten dem Kinde bei dessen Eintritt in die Schule

schon recht tief in Fleisch und Blut übergegangen sind. Höchstens derjenige, der aus ungenügender Kenntnis der mundartlichen Abweichungen die sich ergebenden Schwierigkeiten für die sichere Erlernung unseres Hochdeutschen zu unterschätzen geneigt ist, wird sich nur schwer von der Richtigkeit unserer Ansicht haben überzeugen und darum der angedeuteten Behandlung des genannten Unterrichtszweiges einen besonderen Wert kaum bemessen können. Oder soll vielleicht bei andern eine solche Verkenntung der Sprach-Verhältnisse dadurch möglich geworden sein, dass sich dieselben durch die Antworten und schriftlichen Arbeiten ihrer eigenen Schüler haben täuschen lassen? Es ist nämlich noch lange nicht alles beim Schüler auf eigenem Boden gewachsen, was man bei oberflächlicher Beurteilung dafür halten möchte. Das Gefühl, des schwierigen Hochdeutschen nur mit grösster Mühe und vollster Aufmerksamkeit Herr werden zu können, hat vielmehr beim Kinde eine gewisse Fertigkeit ausbilden helfen, die vom Lehrer, im Aufsatz- oder übrigen Unterrichte gehörten Sätze aufzuschnappen und dieselben später in seiner Arbeit zu verwerten. Wer auch dieses anzweifelt, dem möchten wir blos die Frage stellen, warum denn eigentlich wohl die Aufsätze in allen Landschulen immer gleich so dürr und dünn ausfallen, sobald man eine sogen. freie Arbeit verlangt?



Hier wären wir denn am Schlusse unserer Arbeit angekommen. — Möge das Unternehmen in seiner I. Abteilung namentlich bei allen Landsleuten als ein freudig begrüßtes Märchen aus alter Zeit erscheinen, das die Liebe zu unserer unvergesslichen ersten Muttersprache und der engern Heimat auf's neue anzuregen und zu erhalten vermag. Möchte es uns aber auch gelungen sein, durch den II. Teil unserer Schrift jeden Leser davon zu überzeugen, dass wir mit der eingangs ausgesprochenen Behauptung, der Ortsmundart gebühre in manchen Schulen unserer Gegend vielleicht etwas mehr Berücksichtigung, nicht so ganz unrecht hatten.

Für die Amtsgenossen fügen wir noch einen kurzen Anhang bei; hoffentlich bildet auch dieser eine willkommene Zugabe.





Anhang.

Um unsere Arbeit noch mehr unmittelbar in den Dienst der Volksschule zu stellen und ihre Verwendbarkeit im deutschen Unterrichte zu erhöhen und zu erleichtern, schliessen wir, unter Bezugnahme auf die gefundenen Schäden und Mängel der Misch-Mundart hier einige praktische Fingerzeige und Aufgaben-Themata an. Und da wir meinen, durch unsere Zusammenstellung manchen Amtsgenossen einen Dienst für die leichte und sichere Auswahl naheliegender fruchtbringender Übungen erwiesen und ihnen darin einen naturgemässen Weg zur Einführung des Schülers in unsere hochdeutsche Schriftsprache angedeutet zu haben, so mag wohl die Beachtung bzw. Behandlung des nachfolgenden Materials in den Schulen besagter Kreise, wenigstens in Orten mit überwiegend ländlicher Bevölkerung, mehr oder weniger geboten erscheinen. Auf jeden Fall aber wird die fleissige Durcharbeitung ihrer wesentlichsten Punkte dem Schüler mehr Nutzen bringen, als wenn da vielleicht an der Hand eines allgemein gehaltenen, theoretischen Leitfadens lange Reflexionen aus der Wort- und Satzlehre angestellt oder auf weniger nötige Übungen die Zeit verwendet und so gleichsam der Flick neben das Loch gesetzt wird. Wer unsern vorausgeschickten Bemängelungen der Misch-Mundart mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, pflichtet uns gewiss hier bei,

wenn wir aus der Beschaffenheit jener Sprache für viele Schulen die Nutzenanwendung ziehen, dass alles weniger Wichtige und alles rein Theoretische aus dem grammatischen Pensum fernbleiben muss, damit uns auf diese Weise soviel mehr Zeit zur Einprägung des Nötigen bleibe. Wir betonen hier nochmals, dass viele Definitionen, Einteilungen, Unterscheidungsmerkmale u. dgl. uns schwerlich dem Ziele, dem Kinde zu richtigem Sprechen und Schreiben zu verhelfen, näher bringen können, vielmehr einen wertlosen Ballast bilden. — In der Natur der Sache liegt begründet, dem Ermessen des Einzelnen es zu überlassen, je nach den Eigentümlichkeiten der jedesmaligen Ortsmundart die für den Schulort besonders in Frage kommenden Punkte behufs eingehender und wiederholter Berücksichtigung auszuwählen. Ein Blick auf die gebrachten Entlehnungen könnte wohl Veranlassung geben haben, die Aufgaben in zwei Abteilungen unterzubringen, von welchen sich die eine Hälfte gegen die eigentlichen mundartlichen Abweichungen und Verstöße zu richten, die andere die Ergänzung und Ausgleichung der der Misch-Mundart eigenen Lücken im Wortschatz, in der Flexion und Rektion usw. zum Zwecke hätte. Der Kürze wegen, und weil diese Scheidung zudem ohne besondere Bedeutung für die Schule sein würde, ist dieselbe jedoch unterblieben.

Thatsache ist nun aber, dass eine erfolgreiche Bekämpfung der dialektischen Schwierigkeiten gar nicht gedacht werden kann, wenn nicht die Schule durch den gesamten Unterricht, wie z. B. im Rechenunterricht, hier zuhülfe kommt. Weil sogar unserer Ansicht nach für die Ausbildung des Sprachgefühls, der Grundbedingung zur sichern Anwendung der richtigen Sprachformen, die strenge Überwachung der Aussprache des Schülers, sowie

dessen stete Gewöhnung an den Ausdruck in vollständigen Sätzen mindestens denselben Wert haben, wie alle berechneten grammatischen Belehrungen und Übungen, so möchten wir unsere nachstehenden Ratschläge alle gründen auf zwei wichtige Voraussetzungen:

1. Die Kinder sind auf allen Stufen anzuleiten und anzuhalten zu lautem Sprechen, einer reinen Aussprache aller hochdeutschen Vokale neben der scharf artikulierten Wiedergabe der verschiedenen Konsonanten; ihre Antworten sollen sich möglichst in ganzen, geordneten Sätzen bewegen.

Aus dem bekannten Umstande, dass sich eine Sprache am besten durch Sprechen erlernt, leiten wir eine andere Forderung her:

2. Es sollen keine schriftlichen Aufgaben gegeben werden, an denen nicht vorher die Sprachkraft der Schüler tüchtig geübt, über die nicht vorerst den Kindern sowohl bezüglich des Stoffes als der Form eine gewisse Klarheit und Sicherheit vermittelt worden, an denen, um mit dem amtlichen „Unterrichtsplan für die Volksschulen im Regierungsbezirk Düsseldorf“ zu reden, nicht „mit dem Stoff auch die Sprache gelehrt“ worden ist.

Die Aufgaben werden zumteil den Stoff für besondere Unterrichtsstunden bieten, andere dürften eine mehr gelegentliche Beachtung, wie bei der Erklärung eines Lesestückes, im Rechtschreibeunterrichte u. a. erfahren müssen, wieder andere dagegen werden der in ihnen liegenden Schwierigkeit wegen leider beständig auf dem Programme der Volksschule stehen bleiben und sich auch bei dem grössten Fleisse und durch wiederholt angestrengte Übungen immer nur teilweise lösen lassen. — Die Reihenfolge unserer Übungen

will sich nur den vorhergegangenen Ausführungen anschliessen, bedeutet also nicht den Gang des Unterrichtes.

1. Wörtergruppen

- mit au, eu, ei als Inlaut;
- mit ch als In- und Auslaut;
- mit z oder s, g oder j, t als Anlaut;
- mit f oder b als In- und Auslaut;
- mit Konsonantenhäufungen.

2 Beim Dingwort:

Benennen der Gegenstände aus dem Anschauungsgebiete des Kindes mit den hochdeutschen Namen.*)

Dingwörter, vor die die Misch-Mundart das falsche Geschlechtswort setzt. (S. II. Abtlg. S. 172.)

Das Geschlechtswort vor den Mädchennamen. (Die Misch-Mundart gebraucht hier das sächliche.)

Die Mehrzahlbildung der Dingwörter; besondere Aufmerksamkeit verdienen die auf er, el, chen und lein; (gegen das beliebte Mehrzahl-s der Misch-Mundart.) Die richtige Mehrzahlform derjenigen sächlichen Dingwörter, die in der Misch-Mundart auf „er“ auslauten.

Die Deklination der Dingwörter, namentlich die der schwachen auf „en“; im Besonderen ist hier weiter zu üben:

Der besitzanzeigende Genitiv (gegen die in der Mundart übliche Umschreibung).

Der 4. Fall des männlichen Dingwortes beim unbestimmten Artikel.

Deklination (und Zahlbildung) der Personennamen.

*) Es ist in jedem Unterrichtsfache Bedacht darauf zu nehmen, den geringen Wortvorrat der Kinder thunlichst zu vermehren: die neuzugeführten Ausdrücke, wie diese z. B. im Leseunterrichte auftreten, können in später angeschlossenen schriftlichen Übungen zum sicherern Eigentum der Schüler gemacht werden.

Das Dingwort in seiner Stellung als Ergänzung, besonders unter Anwendung solcher Zeitwörter, die den 4. Fall fordern.

Aus der Wortbildungslehre: Dingwörter mit der Vorsilbe „ge“, mit den Nachsilben chen, lein, ling, in, er.

Gedankendingwörter auf heit, keit, nis, schaft, tum.

Die Stammwörter; aus Zeitwörtern gebildete Dingwörter z. B. Beim Singen.

Zusammengesetzte Dingwörter.*)

Wortfamilien.

3. Beim Fürwort:

Die persönlichen Fürwörter.

Die Deklination der Fürwörter; eingehendere Berücksichtigung verdienen: das persönliche, das besitzanzeigende; „mir“ oder „mich“; (auf diese Sprachschwierigkeit ist wiederholt zurückzukommen.)

Die 3. Person. (Ihr Gebrauch zeigt in der Volkssprache viele Fehler.)

Umänderung des Personenverhältnisses. (An Lese-
stücken.)

Die Reihenfolge beim Benennen mehrerer Personen.

Die Anrede- und gebräuchlichsten Höflichkeitsformen; Briefaufschriften.

Die hinweisenden Fürwörter;

die bezüglichlichen „das“, „welches“ bezw. „was“;

die fragenden; Unterschied zwischen „was für ein“ und „welcher“.

Das unbestimmte „man“.

Die bekanntesten Adverbialpronomen.

*) Lässt man beim Erklären aller männlichen zusammengesetzten Dingwörter das Zeitwort „nennen“ anwenden, so erhält man eine passende Übung, um gleichzeitig die Kinder an die ihnen weniger geläufige Akkusativform „einen“ zu gewöhnen.

Die Fürwörter in adjektivischer Stellung. (Besonders die Mehrzahl.)

4. Beim Eigenschaftswort.

Die Deklination und zwar: a) die schwache d. h. in seiner Verbindung mit dem Geschlechtswort. b) die starke d. h. in seiner Stellung ohne Artikel.

Die Deklination zweier Eigenschaftswörter vor dem Dingworte. (Hier ist wieder namentlich die Mehrzahl zu üben.)

Die Endungen des Eigenschaftswortes in seiner substantivischen Form z. B. du Guter, ein Gelehrter, etwas Wichtiges.

Die Steigerung des Eigenschaftswortes; sowohl in seiner Stellung als Aussage, wie auch als Beifügung; Beispiel für letzteres: Das kleine Insekt, das kleinere Insekt, das kleinste Insekt.

Richtiger Gebrauch des „wie“ und „als“ bei Vergleichen zweier Eigenschaften.

Aus der Wortbildungslehre: Eigenschaftswörter mit den Nachsilben bar, haft, ig, lich.

Die Vorsilbe un.

Von Stoffnamen abgeleitete Eigenschaftswörter.

Zusammengesetzte Eigenschaftswörter.

5. Beim Zeitwort.*)

Die Zeiten des Zeitwortes; Umänderung des Zeitverhältnisses. (An Lesestücken.)

Die Konjugation, namentlich die starke, und sind hier nachdrücklich die Formen für die I. Vergangenheit zu berücksichtigen; die I. Vergangenheit aller auf „ten“ endigenden Zeitwörter.

*) Diesem Redeteile ist in der Schule viel Gewicht beizulegen.

Die Möglichkeits- und die Wunschformen.

Umänderung der direkten in die indirekte Rede und umgekehrt. (Sind sehr fruchtbare Übungen.)

Das I. Partizip; der Vorschlag „ge“ im II. Partizip; der abhängige Infinitiv.

Die richtigen Formen für „Ich bin das vergessen; es geben Leute“.

Gebrauch der transitiven*) Zeitwörter; aus ihrer Reihe besonders die gebräuchlichen: Begegnen, helfen, dienen, gratulieren, danken, gehorchen, nützen, geben, schenken, schaden, schreiben, fragen, grüssen, bitten, nennen u. a.

Über lernen und lehren, trinken und tränken, stecken und stechen, liegen und legen, fallen und fällen u. a.

Das Zeitwort in Sätzen mit mehreren Satzgegenständen.**)

Die Stellung des Hilfszeitwortes: nicht vor, sondern nach dem aussagenden Zeitworte. (Also: „Das Kind hat arbeiten müssen“ nicht „Das Kind hat müssen arbeiten“.)

Aus der Wortbildungslehre: Zeitwörter mit den Nachsilben ge, er, ver, zer.

Zusammengesetzte Zeitwörter.

6. Beim Vorwörter und beim Bindewort.

a) Die Eigentümlichkeit der Misch-Mundart, so viele Vorwörter mit dem Akkusativ zu verbinden, hat dem Kinde bereits soviel Gewandtheit in der Anwendung dieses

*) Da es auf jeden Fall ein nutzloses Bemühen sein würde, die Kinder in der Gegend an den Gebrauch der Zeitwörter, die den 2. Fall regieren, gewöhnen zu wollen, so dürften unserer Ansicht nach diese besser gänzlich unbeachtet bleiben.

**) Als eine fruchtbare Übung sei hier empfohlen, nach behandelten Aufsatzen oder Lesestücken zuweilen die darin gegebene Zahlform in die andere umändern zu lassen. Man wolle den Versuch beispielsweise an dem Lesestück „Der Wolf und der Mensch“ machen, und wird sich davon überzeugen können, dass durch dieses Verfahren nicht bloss für den Gebrauch des Zeitwortes, sondern auch für die Deklination des Ding- und Fürwortes viel gewonnen werden kann.

Falles verschafft, dass die hochdeutschen Vorwörter mit dem 4. Falle weniger Schwierigkeiten verursachen. Um so schwieriger wird die Anleitung zum Gebrauch der Vorwörter, die den 2., den 3. und besonders derjenigen, die den 3. oder 4. Fall regieren. Es empfiehlt sich auch, bei der Einübung der letztgenannten Vorwörter das Dingwort durch Eigenschaftswörter näher bestimmen zu lassen, weil dadurch die sprachlichen Erscheinungen deutlicher auf Gesicht und Gehör beim Schüler einwirken können.

Unterschied im Gebrauch des „bei“ und „zu“, des „für“ und „vor“.

Das Vorwort vor Ortsnamen.

b) Die erweiternden und die entgegenstellenden Bindewörter in Sätzen.

Von den unterordnenden: Wo, woher, wohin, weil, während, als, bis, ehe.

7. Aus der Satzlehre.

Der Satzgegenstand steht stets im 1. Falle.

Das aussagende Zeitwort muss mit dem Satzgegenstand in Zahl und Fall übereinstimmen; darum:

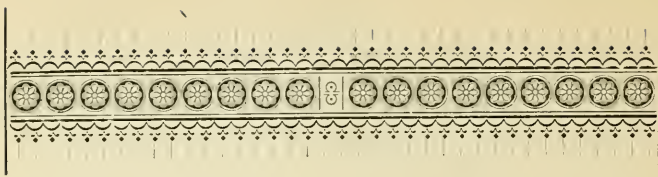
Sätze mit mehreren Satzgegenständen, desgleichen mit mehreren Satzaussagen; bei den erstern tritt das Zeitwort in die Mehrzahl, bei den letztern braucht der Satzgegenstand nicht wiederholt zu werden. (Das Kind wiederholt hier gern und sagt z. B. „Die Ziege hat einen dünnen Hals und sie hat einen kurzen Schwanz“.

Zusammengesetzte Sätze; von diesen ist besonders zu üben: Das Satzgefüge; der Relativsatz. (Hier ist auf die Beseitigung des überflüssigen hinweisenden Fürwortes nach jedem eingeschobenen Satze hinzuwirken und die Kinder zur Verwendung der richtigen bezüglichen Fürwörter an Stelle der geläufigen Adverbialpronomen anzuhalten.)

Von andern guten Übungen führen wir noch an: Das Vertauschen der Fürwörter (in längern, schwierigeren Satzgebilden) mit den entsprechenden Dingwörtern; — diese Übung genügt manchmal, um das Verständnis solcher Sätze zu erschliessen; — das Analysieren der Sätze*), das Verschmelzen und Vereinigen kleinerer Sätze zu grössern Satzganzen, das Umformen der Sätze, „bei welchem es sich um die Veränderung der Satz- und Wortstellung, um die Anwendung bedeutungsgleicher und sinnverwandter Wörter und Ausdrucksformen handelt“ (Weinstock). Bei allen diesen Übungen muss sich der Schüler namentlich über die Wahl der anzuwendenden Fürwörter und Beziehungsformen Klarheit und Sicherheit verschafft haben. Es regt die Selbstthätigkeit an und fördert die freie Bewegung im Ausdruck, wenn man die Schüler anleitet, sich in passenden Arbeiten auch wohl zuweilen längerer Sätze, selbstverständlich unter Beachtung der gelernten Regeln über Verknüpfung usw., zu bedienen.

*) Über den Wert und die richtige Auffassung dieser Übung wollen wir Weinstock's praktisches Handbüchlein »Der grammatische Unterricht: das Nötige sagen lassen. Seite 15 u. f. heisst es daselbst: „Eine grammatische Übung ganz besonderer Art ist die auf der Oberstufe zu behandelnde Satzanalyse d. h. die Form des grammatischen Unterrichtes, in welcher die Behrungen und Übungen aus der Satzlehre, — — —, zu behandeln sind. — — — Nicht die Zerpfückung der Satzganzen und Satzglieder bis in nicht weiter zerlegbare Glieder ist das Ziel der Lehrthätigkeit, welche dem Namen »Grammatische Analyse« bezeichnet ist, sondern die Anleite des Schülers zur Beachtung und Auffassung der innern Beziehungen der Sätze und Satztheile zu einander muss als solches betrachtet werden, weil nur hierin ein wirkender Wert für den Schüler zu sehen ist“.





Inhaltsverzeichnis.

Einleitung	Seite	3
----------------------	-------	---

I. Abteilung.

Allgemeines über den Dialekt; Geschichtliches	„	6
Unterabteilungen innerhalb des Gebietes der Misch-Mundart	„	30
Haupteigenschaften der Misch-Mundart:		
A) Derbheit mit Vertraulichkeit	„	33
B) Anschaulichkeit und Natürlichkeit, Kürze und Naivität der Misch- Mundart	„	38
Spitz-, Haus- und Spottnamen, und einige andere originelle mundartliche Redens- arten	„	45
Reime, Rätsel, Lieder, Spiele und Reigen	„	57
Sprichwörter, sprichwörtliche und bildliche Redensarten	„	75
Gebräuche, Sitten und Sagen der Gegend	„	94

II. Abteilung.

Einleitung	„	136
A) Über den Lautstand der Misch-Mundart	„	140
1. Das Vokalsystem	„	141
2. Die Konsonanten	„	147

B) Über die Wortbilder und den Wortschatz der Misch-Mundart. A) Die Wortbilder	Seite	154
B) Der Wortschatz der Misch-Mundart	„	158
C) Über die Flexion der Misch-Mundart	„	170
A) Das Dingwort	„	171
B) Das Fürwort	„	176
C) Das Eigenschaftswort	„	181
D) Das Zeitwort	„	182
E) Die förmellen Bestimmungswörter Vorwort und Bindewort	„	187
D) Über den Satzbau der Misch-Mundart	„	193
Anhang	„	201







17



**PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET**

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

